universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Seltsame Geschichten

Busson, Paul

Graz, 1919

urn:nbn:at:at-ubi:2-16320

Univ.-Bibliothek Innsbruck
194082/3

194082

Bücherei österreichischer Schriftsteller, Band 3

PAUL BUSSON

Seltsame Geschichten

UB INNSBRUCK
+C2063430X

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz, Wien, Leipzig.

(194.082/3)

Umschlagzeichnung
von
Rudolf Posch.

Universitäts-Bibliothek * INNSBRUCK *

10/7 19. Schwick; III.) = 8 K 40.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1919 by Jos. A. Kienreich, Graz.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Unter dem Eis	7
Einer vom Zirkus	31
Die Dame mit der Scharlachmaske	49
Abdon	65
Die Kleinodien des Tormento	91
Bills schwarze Ostern	123
Der rauchende Stein	139
Hadschi Husseins Maulbeerbaum	177
Die Tigerin	193
König Nurreddin	209
In der heiligen Nacht	229

Druckerei „Leykam“ Graz.

Unter dem Eis.

Professor Wender ging aufgeregt dem Oberarzt des Krankenhauses entgegen, der soeben durch die Tür des Wartezimmers eingetreten war.

„Also kann ich meinen alten Freund Grütt sehen?“

„Gewiß, Herr Professor,“ sagte der Arzt. „Sie können ihn sehen und sprechen. Seit er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht ist, verlangt er unaufhörlich nach Ihnen.“

„Er ist mein ältester Freund . . . und mein bester . . .“

„Ich muß Ihnen jedoch, Herr Professor, bemerken, daß der Geist Dr. Grütts Schaden gelitten hat,“ sagte zögernd der Arzt. „Sie werden ja selbst sehen . . .“

Der Professor erfuhr auf seine weiteren Fragen nur, daß Bauern eines abgelegenen Gletschertales

vor einigen Tagen Grütt bewußtlos am Fuße einer Moräne, halb im Wasser eines aus dem Eistor kommenden Baches gefunden hatten. Diese Leute, unter denen sich ein im Rettungsdienst bewanderter Bergführer befand, hatten den Ohnmächtigen bei sachgemäßer Behandlung vor den Folgen von Erfrierungen durch langes, fortgesetztes Abreiben mit Schnee bewahrt und ihm auch sonst eine völlig zweckmäßige Pflege angedeihen lassen. Da aber alle Bemühungen, den Fremden ins Bewußtsein zurückzurufen, vergeblich waren, hatte man ihn mittels Eisenbahn an das Allgemeine Krankenhaus der Hauptstadt abgeliefert. Dort war es dann endlich gelungen, Grütt aus seinem Zustand zu erwecken.

Gewisse, sonderbare Umstände, die in Erscheinung getreten waren, glaubte der Arzt dem Freunde des Kranken mitteilen zu müssen. Bei seiner Auffindung hatte der Verunglückte eine seltsame Waffe mit starrer Hand umschlossen gehalten, die man ihm nur mit Mühe entwinden konnte. Es war das ein Feuersteinbeil, das mit noch frischen, rohen Tiersehnen sehr kunstvoll an den Holzstiel verknotet war, den der Scheintote umklammert hielt.

Dieses Beil war mit ihm eingeliefert worden. Die scharfe Steinschneide zeigte Blutspuren und angeklebte Haare von rötlich-grauer Farbe. Das zweite Rätsel war der Vorfall mit der Pflegerin. Diese, ein klein und breit gebautes, sonst nicht unschönes Frauenzimmer mit weißblonden Haaren, hatte die Wartung Grütts übernommen und mit bewundernswerter Fürsorge den Kranken betraut. Das Steinbeil schien für sie eine sonderbare Anziehungskraft zu besitzen, denn sie holte es mehrmals aus dem Raum, in den man es hinterlegt hatte, und brachte es zum Bett des Kranken. Als Grütt erwachte und diese Pflegerin an seinem Bette sah, rief er in höchster Aufregung ein unverständliches, singend ausgesprochenes Wort und fiel sogleich wieder in seinen Dämmerschlaf, aus dem man ihn nur mit den stärksten Erregungsmitteln zu erwecken vermochte. Die Pflegerin aber stieß eine Art unheimliches Geheul aus, lief aus dem Zimmer und ward im Krankenhaus nicht mehr gesehen.

„Ich habe nach dieser Frau geforscht," schloß der Arzt seine Erzählung. „Sie stammt aus demselben Tal, in dem Dr. Grütts Unfall vor sich ging,

und wurde von Jägern als offenbar weggelegtes, nacktes Kindchen aufgefunden und von mitleidigen Menschen aufgezogen. Sie hatte eine merkwürdige Regenbogenhaut — man wußte nicht recht, welche Farbe ihre Augen hatten — rot oder violett. Vor kurzem hatte sie Streit mit einem anderen Mädchen — wegen ein paar Süßigkeiten oder so etwas. Da benahm sie sich wie ein kleines, wildes Tier. Ich werde mich übrigens noch genauer erkundigen, wie das war. Nun ist sie davongelaufen und war doch sonst ein braves, williges Mädel. Wenn es Ihnen nun recht ist —?"

Als sie vor dem Krankenzimmer standen, drehte sich der Arzt nochmals um und flüsterte: „Das Herz ist sehr schwach . . . Hören Sie ihn ruhig an und regen Sie ihn nicht durch Zweifel auf."

Man hatte dem Kranken, in dem man den bekannten Zoologen Dr. Friedrich Grütt erkannte, ein besonders helles und freundliches Zimmer eingeräumt. Wender trat behutsam an das Bett und blickte mit innerem Erschrecken auf das eingefallene, magere Gesicht und das weiß gewordene Haupthaar. Er trat einen Schritt zurück, ungewiß den Arzt

anblickend. War dieser alte Mann da wirklich ...?

„Ich bin es," rief der Kranke mit schwacher und heiserer Stimme. „Setz' dich doch ..." Und seine zitternde Hand mühte sich, den neben dem Bette stehenden Stuhl näher heranzuziehen. Professor Wender griff rasch zu und sah einen hammerartigen Gegenstand auf dem Sitz. Das Steinbeil. Er nahm es und legte es auf das niedrige Tischchen, das in der Nähe stand. Die Augen des Freundes folgten ihm, hingen an dem Feuersteinbeil, an den klebrigen Tiersehnen, die es dem dunklen, schweren Holzstiel kunstvoll verbanden. Der Arzt deutete mit einer fast unmerklichen Bewegung auf die Waffe, drückte, von Grütt ungesehen, den Finger auf die Lippen und ließ die Freunde allein.

„Nun, mein Alter," sagte Wender erschüttert und ergriff die abgezehrte Hand des Leidenden, an dem eine so unbegreifliche und furchtbare Veränderung vorgegangen war. „Was ist denn mit dir geschehen, mein lieber Fritz?" Und wieder blickte er tief ergriffen auf das weiße Haar, das noch vor kurzem braun und glänzend gewesen war, und auf die eingefallenen, greisenhaft gewordenen Züge.

„Hör' mich geduldig an," stieß Grütt mit hastiger Stimme hervor. „Wer weiß, wie viel Zeit ich noch habe. Gib gut acht, sonst ist alles, was ich erlebt habe, verloren, umsonst gewesen . . . die wertvolle Kunde . . . eine Entdeckung, von der niemand auch nur eine Ahnung hat. Man hält mich natürlich für verrückt, hört mich mit derselben Miene an, mit der man den Geschichten phantasiebegabter Kinder lauscht, so mit einer gewissen gutmütigen Geduld." Ein Hustenanfall rüttelte den schmalen Körper. Er trank aus dem Glase, das ihm Wender hielt, und fuhr dann mit etwas klarerer Stimme fort: „Auf dem Gletscher war es . . . auf dem Eidelgletscher . . . Ich suchte nach einem winzigen Insekt, das in einer besonderen Art dort auf dem Eise lebt, fand auch einige von den Tierchen, die in der wissenschaftlichen Welt fast unbekannt sind. Sie leben gesellig und gehören den . . . Aber das ist ja unwichtig — ganz unwichtig gegen das andere. Ich muß auf eine dünne Brücke von Schnee oder Eis geraten sein . . . auf einmal gab der Boden unter mir nach und ich stürzte in sausendem Fall . . . endlos — atemlos . . . fiel dröhnend

auf und verlor die Besinnung. Als ich erwachte, waren Hände und Füße fast erstarrt, aber geschehen war mir nichts. Weicher Staubschnee, der da allmählich in die Gletscherspalte gerieselt war, hatte mich aufgefangen und vor schweren Verletzungen bewahrt. Ich raffte mich auf und tappte in dem Dämmerlicht, das von einem hoch, hoch oben schimmernden Lichtpünktchen ausging, umher. Dieses Lichtchen oben — ach, das war nichts anderes als die Einbruchsstelle, durch die ich abgestürzt war und durch die der Tagesschein in mein Verließ fiel. Ich sah, daß ich neben einem rauschenden Gletscherbach stand, neben dem eine breite Eis- und Felsstufe wie eine Art von Weg entlang lief. Mir kam der Gedanke, daß diese gurgelnden Wasser irgendwo ins Freie gelangen mußten, und ich beschloß, dem Bach nachzugehen. Vielleicht war auf diese Weise eine Rettung aus meiner verzweifelten Lage möglich. Angst fühlte ich nicht, obwohl mir mein Verstand mit unerbittlicher Klarheit sagte, daß meine Sache recht aussichtslos stände und daß Kälte und Hunger mir bald den Garaus machen würden. Und außerdem wußte ich nur zu gut, daß solche Gänge

im Gletscher sich schließlich — häufig wenigstens — verengen und so niedrig werden, daß wohl das fließende Wasser, niemals aber ein Mensch durch sie ins Freie gelangen kann. Und bei all diesen Gedanken freute ich mich doch der tiefgrünen, stahlblauen und silbernen Spiegelungen, die das bescheidene Licht von oben in den Eiswänden aufblitzen ließ.

Vorderhand machte ich tüchtig turnerische Bewegungen, um meine verklammten Glieder wieder geschmeidig zu machen und dann ging ich vorsichtig dem Bachlauf nach. Merkwürdigerweise wurde der Gang nicht finster. Ein unbestimmtes, bläuliches Licht erhellte genugsam den mit abgeschliffenen Kalksteinen bedeckten Weg. Allmählich gewöhnte sich mein Auge an diese dämmerige Beleuchtung des Eisdomes, und trotz der dumpfen Ungewißheit, die in mir aufzusteigen begann und einem sich verstärkenden Angstgefühl sehr verwandt war, achtete ich genau auf die Merkmale des langsam in die Tiefe führenden Pfades und zählte die Seitenstollen, die von Zeit zu Zeit abzweigten. Ich wußte sehr genau, daß ich auf eine Rettung durch Menschen

nicht rechnen durfte, denn im Dorfe ahnte ja niemand, wohin ich mich gewendet hatte, und selbst, wenn dies der Fall gewesen wäre, wer hätte hier mit mir in Verbindung treten können? Je weiter ich kam, desto weniger fühlbar wurde die Kälte, die mir anfangs die Zähne klappern ließ, und desto ruhiger wurde mein Denken. Es war mir klar, daß jede Hoffnung auf Erlösung eitel sei, und die Gewißheit, verirrt und der Oberwelt durch eine undurchdringliche Eisdecke entrückt zu sein, machte mich ergeben in mein Schicksal und gefaßt auf das Ende meiner Erdenlaufbahn. Ich betrachtete meine Vorräte im Rucksack, die aus einem Stück Speck, einem halben Brotlaib und einer Blechdose mit Malzzucker bestanden, nahm ein paar Bissen zu mir und setzte dann meine aussichtslose Fußreise mit frischen Kräften fort.

Der Gang wurde gegen meine Vermutung immer breiter und höher, und schließlich gelangte ich zu meinem unbeschreiblichen Staunen in eine ziemlich lichte, wie von Vollmondschein erleuchtete ungeheure Höhle, in der ein Wald war. Ja, ein Wald — ein wirklicher Wald von Riesenbäumen,

die mich sofort an ausgestorbene Koniferenarten erinnerten. Die wassertropfenden Stämme trugen breite Zweige mit schwarzen Nadeln und den Boden bedeckte moosiges, mißfarbiges Geröll. Ich kniff mich in den Arm, schloß und öffnete die Augen, hob einen Eisbrocken vom Boden auf und drückte ihn, bis mich die Finger schmerzten. Nein — ich war völlig wach. Ich schleuderte das Eisstück nach einem braunmoosigen, großen Stein. Im nächsten Augenblick hob sich eine zottige Masse mit tiefem Brummen, ich ward jäh zur Seite geschleudert und ein gewaltiges Tier brach polternd durch die Stämme. Ein Höhlenbär — ein Riesenbär aus der Vorwelt. Ich stand wie gebannt, mein Herz klopfte so stark, daß ich mich kaum aufrichten und meinen Weg fortsetzen konnte."

„Nun, Fritz, laß das jetzt," sagte Wender sanft und begütigend. „Das erzählst du mir alles, wenn du ganz genesen bist. Das tut dir wirklich nicht gut." Er sah sorgenvoll, wie eine gewaltige Aufregung im Gesicht des Freundes arbeitete und zuckte. Aber sein Einspruch wirkte noch schlimmer.

„Nein — nein!" kreischte Grütt und richtete

sich halb auf, wild mit den Händen fuchtelnd. „Du mußt mir glauben, Gustav — du mußt! Herrgott im Himmel — ich bin ja kein Narr — es ist ja alles wahr . . . Da, das Beil! Das Beil! Hör' mich doch an, ich beschwöre dich — ich habe ja niemanden sonst. Ich schwöre dir — alles, was ich sage, habe ich, Friedrich Grütt, erlebt — in vollkommen wachem und klarem Zustand, beobachtend und denkend erlebt!!"

„Ich glaube dir jedes Wort," sagte Wender rasch und mit überzeugtem Ton. „Ich gestehe dir, daß ich anfangs . . . Aber jetzt glaube ich dir. Nur meine ich, wenn du dich doch etwas mehr erholen —"

Der andere holte mühsam und keuchend Atem.

„Keine Zeit. Ich habe keine Zeit mehr. Du darfst mich auch nicht mehr unterbrechen. Du kennst mich, weißt, daß ich immer ein klarer, ja nüchterner Kopf war — zu nüchtern vielleicht. Aber das gibt meinem Zeugnis Wert, erhöhten Wert sogar. Nun höre höre! Wo blieben wir? Ja — im Wald — der Bär. Ich roch den entsetzlichen, süßlichen Bisamgestank, den das Ungeheuer ausströmte. Ich wagte mich kaum mehr weiter — die Knie schlotterten

mir. Und dabei war ich so wach und ich sage dir, ich paßte auf, wie eine kleine Maus unter Katzen. Ich hatte keinen Hunger, aber müde begann ich zu werden und ich fror. Dabei sah ich immer deutlicher — meine Augen gewöhnten sich an das Licht der Höhle. Endlich — endlich kam ich aus den Stämmen und aus dem Moos und hartem Gras heraus. Wieder sah ich gewaltige Schatten vorübergleiten – irgendwelche Tiere. Da warf ich mich zu Boden. Unweit von mir war in der Höhlenwand ein breiter Spalt, der in hellere Gebiete zu führen schien, vielleicht gar zum Licht des Tages. Aber ich konnte einfach nicht mehr. Ich mußte rasten und mich erholen. Gedankenlos griff ich nach der Blechdose mit den Malzzuckerstücken . . .

Auf einmal hörte ich dicht bei mir einen leisen Aufschrei. Ich wandte rasch den Kopf und sah eine kleine, gedrungene Gestalt . . . eine Frau in einem kurzen Gewand aus weiß und dunkel gefleckt Pelz, mit Pelzstiefeln an den Füßen . . . ein junges Weib. Sie war über meinen Anblick nicht weniger erschrocken als ich über ihren Schrei. Ich bewegte mich nicht, wußte auch nicht recht, was ich beginnen

sollte. Als sie sah, daß ich keine feindselige Haltung einnahm, kam sie näher und lächelte. Ihr helles, fast weißes Haar hing in langen, dichten Wellen herunter und die Augen in ihrem nicht häßlichen Gesicht schienen mir sonderbar groß zu sein oder dunkel zu leuchten — anders kann ich es nicht ausdrücken. So wie Glas im Finstern schimmert. Wieder dachte ich: ‚Es muß ein Traum sein . . .‘ Aber es war kein Traum! Ich war wach — vollständig wach, fühlte die Kälte des Bodens, die mich durchdrang und den schwachen Schmerz, den mir ein kleiner, blutender Riß am Daumenballen bereitete. Ich mußte heftig husten und sah, wie das kleine Weib entsetzt wegsprang. Aber schon nach wenigen Augenblicken kam sie hinter einem Felsblock wieder zum Vorschein und näherte sich, stets sprungbereit. Einer sonderbaren Eingebung folgend, hielt ich ihr die Blechdose und als dies vergeblich war, ein paar braune Zuckerstücke auf der flachen Hand hin. Sie schnupperte und zog prüfend die Luft ein, dann griff sie hastig danach, steckte den süßen Raub nach Kinderart sogleich in den Mund, schmatzte entzückt und setzte sich dann ganz unvermittelt und plötzlich

dicht neben mich, mit Gebärden und Griffen nach der Blechdose mehr verlangend. Ich fühlte und sah, daß ihre kräftigen Hände und Arme mit einem sehr hellen und seidenweichen Flaum bedeckt waren und erkannte aus den Formen ihres Körpers, daß ich es mit einem ganz jungen weiblichen Wesen zu tun habe.

Trotz meines Erstaunens über das rätselhafte Geschöpf, das mir auf Fragen keine Antwort gab und nur unverständliche Laute ausstieß, erkannte ich doch sofort, daß es für mich vorteilhaft sei, mir die Zuneigung dieser Frau zu sichern und mich so vor Angriffen des geheimnisvollen Volkes zu schützen, das da unter dem Gletschereis zu leben schien. Ich gab ihr daher noch einige von den kostbaren Zuckerstücken und verbarg dann die Dose wieder. Nach einer Weile, während der mich das kleine Weib neugierig betastet und berochen hatte, stand ich mühsam auf, um weiter dem Lauf des Baches nachzugehen, der in dem helleren Gang, der sich unweit von mir auftat, nach abwärts floß. Ein starkes Brausen verriet mir, daß das Gefälle weiterhin zunehmen müsse. Aber gleich beim ersten Versuch,

in den Gang einzudringen, geriet das Weib in große Angst, packte mit beiden Händen mein Gewand und zerrte mich unter mir unverständlichen Ausrufen zurück. Sie warnte mich offenbar vor einer Gefahr, die dort lauerte. Auf meine fragenden Handbewegungen hin, warf sie sich rasch auf alle Viere nieder und ahmte brummend und knurrend ein Tier nach, wobei sie mehrmals das Wort ‚Uru — Uru' aussprach, zeigte auch auf die Erde und stieß zischende Laute aus, die ich auf das Wasser des Baches bezog. Dann zog sie mich solange mit sanfter Gewalt am Rockschoß, bis ich nachgab. Sie führte mich nun längst der Höhlenwand bis zu einem dunklen Stollenloch und bedeutete mir mit heftigen Gebärden, durch den niedrigen Eingang zu kriechen. Ich tat es und befand mich nun in einer kleinen, runden Höhlung, die mit Fellen ausgepolstert war. Auch auf dem Boden lagen dichtbehaarte Tierhäute, wie ich fühlte. Ich suchte eine kleine Silberschachtel hervor, in der ich Wachshölzer bei mir führte und brannte eines der kleinen Kerzchen an. Deutlich sah ich das entsetzte Gesicht meiner Begleiterin, sah ihr helles, reiches Haar, die rötlich schimmernden Augen

und die weiß und braunen Felle ihres Gewandes. Im nächsten Augenblick aber war sie mit einem schrillen Angstschrei verschwunden. Ich sank völlig stumpf und todmüde auf die Felle zurück, in die ich mich fest einwickelte, um mich vor der Kälte zu schützen. Dann schlief ich augenblicklich ein.

Als ich erwachte, mußte ich erst meine Gedanken sammeln. Im Traum war ich über sonnige Halden und Blumenwiesen gewandert, und als ich die Augen nun auftat, lag ich in tiefer Finsternis. Als ich mich wieder in meine fürchterliche Lage gefunden und mich hinreichend gefaßt hatte, setzte ich mich auf und sah das sehr schwache Licht des Schlupfloches, durch das ich gestern in diese Höhle gekrochen war. Meine Kräfte waren ziemlich wieder hergestellt, aber ein wütendes Hungergefühl meldete sich. Ich opferte ein zweites Wachskerzchen und sah zu meiner Verwunderung neben mir ein geflochtenes, dicht mit braunem Harz verschmiertes Körbchen, in dem ein nicht übel duftender Brei war, in dem ich Fleischstückchen erkannte. Ich kostete. Die Speise, die offenbar meine sonderbare Freundin neben mich gestellt hatte, schmeckte nach Tannennadeln und Salz, war

aber doch genießbar. Ich aß etwas davon und dann kroch ich aus meinem Loch. Die Dämmerung draußen in der Riesenhöhle kam mir bedeutend lichter vor und ich wunderte mich, wie rasch sich das menschliche Auge an veränderte Beleuchtungsverhältnisse gewöhnt. Ich sah viel besser und schärfer als gestern und bemerkte auch sogleich das kleine Weib, das hinter einem Baumstamm auf mich zu warten schien. Langsam und zögernd kam sie auf mich zu, griff aber sofort mit Freudenlauten nach dem Zucker, den ich ihr hinhielt. Dann tippte sie mit dem Zeigefinger mehrmals auf ihre Brust und sagte dabei mit einer sanften und gurrenden Stimme: ‚Öju'. Das war ihr Name. Ich sah mich nun um, blickte auf den stellenweise weichen Boden, auf dem sich eine riesige Fährte wie von Menschenfüßen abzeichnete, die in gefalteten und zusammengenähten Fellstücken staken. Sie nickte heftig, als ich fragend auf die Spur zeigte, zog das Fellgewand ein wenig von der Schulter, so daß ich einige breite, blutunterlaufene Striemen sehen konnte, kicherte seltsam und machte die Handbewegung des Schlagens, wobei sie wiederholt das Wort ‚Goro' aussprach. Viel-

leicht war das der Name des Mannes, der über sie Gewalt hatte. Ich zeigte auf sie, dann auf die Fährte und fragte: ‚Öju — Goro?‘ worauf sie mehrmals bejahend den Kopf in den Nacken warf und wieder das Wort Goro wiederholte. Dann zog sie aus ihrem Gewande das . . . das . . .“

Grütt fingerte in der Luft, versuchte den Oberkörper zu drehen und atmete in raschen Stößen, vom langen Sprechen erschöpft. Der Freund folgte seinen Augen und legte ihm den Stiel des Beiles in die kraftlose Hand.

„Dank' dir!“ sagte der andere und streichelte die plumpe Waffe, die vor ihm auf der Bettdecke lag. „Dies Beil gab sie mir und wiederholte noch einmal warnend die Worte ‚Uru‘ und ‚Goro‘. Als ich nun, müde des Wartens und Nichtverstehens, meinen Weg fortsetzen wollte, setzte sie mir von neuem heftigen Widerstand entgegen und machte allerlei ängstliche Zeichen, die mir ein drohendes Unheil andeuten sollten. Schließlich brachte sie es dahin, daß ihre Angst auf mich überging und ich wieder in meine Schlafhöhle kroch. Ich hörte, wie sie sich leichtfüßig entfernte.

Aber schon nach ganz kurzer Zeit ergriff mich in dem finsteren Loch eine namenlose Verzweiflung und ich beschloß, rasch und ohne viel Besinnen den Weg einzuschlagen, den ich zu gehen mir vorgenommen hatte, den Weg längs des rauschenden Eisbaches. Ich kroch aus der Höhle und hielt die Waffe fest in der Hand. Ich hielt es im Dunkel nicht aus. Mochte welche Gefahr immer meiner warten — dieses Hocken in der Finsternis war nicht zu ertragen. Schauer rüttelten mich, als ich aus der Höhlung kroch. Diese schwarzen Riesenbäume, die huschenden, unbestimmten Schatten, die Klumpen zwischen den Stämmen, diese ganze unbekannte und düstere Unterwelt erfüllte mich mit einem namenlosen Entsetzen, das ganz plötzlich über mich kam. Es war, als ob ich mir zum erstenmal der furchtbaren Lage bewußt würde, in die ich durch den Sturz in die Tiefe geraten war. Ich verlor in diesem Zustand die bisher bewahrte Ruhe und Besinnung. Ich begann zu laufen, fiel, stand auf und eilte weiter, in den Gang hinein . . .

Der Bach brauste neben mir auf dem abschüssigen glatten Weg und das Wasser sprühte in

leuchtenden Funken auf ... Hinter mir tat es zwei gellende Schreie ... ein langes Ding fuhr an mir vorüber, schlug an die Felswand und kollerte mir vor die Füße ... Ein Wurfspieß! ‚Goro', ‚Goro' schrie es wieder und dann ein Aufheulen — ein Grunzen ... Ich rannte um mein Leben ... Eine haarige Tatze griff nach meiner Schulter, ein zottiges Menschenhaupt tauchte vor mir auf ... Ich hieb mit dem Beil zu und traf ... etwas Schweres, Großes stürzte ... Das Brausen füllte den ganzen Gang, es war als ob die Wände bebten ... Und plötzlich riß es mich zurück ... Ich stand am Rande eines dunkeln, unergründlichen Schachtes, in dem mit lautem Donnern und Tosen die Wasser stürzten ... Vielstimmiges Gebrüll übertönte das Rauschen und Brausen ... ich sah sie hinter mir ... zehn, nein zwanzig Höhlenmenschen mit geschwungenen Beilen und Speeren ... und da sprang — ich — sprang ins Bodenlose, in die Nacht ... Erst — in diesem Bette ... erwachte — ich ... und Öju stand am Bett — Öju ..."

Ein fürchterlicher Hustenanfall durchtobte den schwachen Körper des Kranken und machte ihn verstummen. Er lag mit geschlossenen Augen und sein

Atem ging pfeifend und langsam. Wender war erschrocken aufgesprungen und sah, daß der Arzt neben ihm stand und besorgt nach dem Puls des Liegenden griff.

„Es steht nicht gut . . .“ sagte er leise neben des anderen Ohr. Sie gingen mit leisen Schritten hinaus. Eine dunkle Nonne trat ans Bett.

„Das Steinbeil . . . das Steinbeil,“ murmelte der Professor.

„Das hat er vielleicht gefunden . . . und die Pflegerin mit dem hellen Haar entsprach zufällig seinen Halluzinationen oder Traumbildern . . .“

„Aber warum lief sie denn davon?!“ fragte Wender.

„Nicht seinetwegen,“ lächelte der Arzt. „Die Oberschwester erwischte sie neulich, als sie von dem Malzzucker nahm, der für die Kranken bestimmt ist . . . Sie naschte sehr gern — Ich habe das jetzt erst erfahren.“

Wender schüttelte wie geistesabwesend den Kopf und verabschiedete sich. Draußen auf der Straße blieb er stehen und blickte lange auf die Bergketten, die höhnisch und starr auf ihn heruntersahen, aller dunkeln Rätsel voll . . .

Einer vom Zirkus.

Die unbekannte Leitung, deren Hand die Komödien und Trauerspiele des Lebens lenkt, führt uns manchmal nur zwei oder drei auffallende Szenen eines Stückes vor Augen und überläßt es uns, den Schluß zu erraten. Gewöhnliche Erfahrung reicht hiezu nicht aus. Es ist ganz sicher, daß alle die, die das beste und verständigste Publikum dieses Lebenstheaters ausmachen, durch eine geheimnisvolle Kraft in ihrem Innern mehr als alle andern befähigt sind, in fremden Herzen zu lesen und Schicksale vorauszuahnen. Diese Gabe wird diesen einzelnen von einer Fee in die Wiege gelegt, und es muß unentschieden bleiben, ob das Geschenk guter oder böser Natur ist. Wenn man es einmal besitzt, kann man sich seiner nicht mehr entäußern. Und man entdeckt, daß alle derartige Erkenntnis mit dem Verlust jener Unbefangenheit verbunden ist, ohne die man nie mehr glücklich sein kann.

Ich erinnere mich heute sehr genau an eine Osterreise, die ich vor Jahren machte, und wenn ich die Vorfälle von damals auch vergessen hatte, so wurden sie mir doch später auf eine merkwürdige Art wieder in Erinnerung gebracht. Es war ein herrlicher Tag, an dem der große schwarz-weiße Dampfer an den albanesischen Küstenbergen vorüberfuhr, die gestreift sind wie Riesenachate. Die rötlich leuchtenden Seeburgen, die einst die Macht Venetiens errichtet hatte, die weißen Städte am Ufer lagen zum Greifen nahe. Ich stand auf der Luvseite mitten in der frischen, salzigen Brise und lauschte dem hellen Gelächter einer schönen Frau, deren Haar sich plötzlich gelöst hatte und nun wie eine zerrissene Goldfahne im Winde flog. Diese Frau und ihr Mann waren mir schon am ersten Tage der Reise aufgefallen. Er war ein außerordentlich geschmeidiger, schlanker, junger Mensch. Sein hübsches, ehrliches und naives Gesicht blickte bekümmert, wenn er das wachsende Gefolge sah, das seine Frau umgab. Er sah ihr ängstlich zu, wie sie sich den Huldigungen hingab und die plumpen Schmeicheleien trank, als wären sie Wein. Plötzlich

schnitt er dann wieder ein paar lustige Grimassen, gerade als ob er sich selbst etwas vorlügen wollte, und bemühte sich sichtlich, den Schmerz, den ihm das Benehmen der jungen Frau bereitete, zu unterdrücken. In der Passagierliste standen die beiden als Monsieur und Madame Huby, Artisten aus London.

Es war gewiß kein Wunder, daß Passagiere und Schiffsoffiziere von der strahlenden Schönheit dieser Frau angelockt wurden.

Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf, wo ich sie schon gesehen hatte. Ihr süßes, rosiges Kindergesicht schien für jeden, der ihr nahe kam, ein besonders verheißungsvolles Lächeln zu haben, und die kleinen Gunstbezeigungen, die sie mit der Miene einer Königin verteilte, waren wie scharfe Angelhaken, an denen alle diese Männer zappelten. Sie verloren in den paar Tagen der Seefahrt völlig ihren Verstand und benahmen sich wie Verrückte. Manchmal haßten sie sich alle untereinander, manchmal wurde ein einzelner angefeindet. Wenn sie, von allen Seiten herbeieilend, die auf Deck Erschienene begrüßten, sah es so aus, als hielten Fliegen einen Rat ab, wie sie der Spinne, in deren Netz sie hingen,

wohl am besten gefallen würden. Sie war sicherlich kein gutes Wesen. Ich sah in ihrem Puppengesicht bei gewissen Gelegenheiten zwei kleine Falten wie Schlänglein um die Mundwinkel gleiten und fahles Feuer in den hellen Augen — sichere Anzeichen von Grausamkeit. Kinder sehen so aus, wenn sie Tiere quälen. Und es waren solche Dinge, an denen sie sich freute. Sie war entzückt, wenn ein Geck, der angeblich griechischer Offizier war, trotz des Verbotes die zutraulichen Möven schoß, daß sie zuckend ins blaue Wasser fielen und mit letzter Kraft, halb gelähmt, im Kreise ruderten, und sie klatschte begeistert in die Hände, als seine Kugel einen der harmlos spielenden Delphine traf. Es war ein Weibchen: als es sich getroffen auf den Rücken wälzte, sah man deutlich das Junge, das an den Brüsten hing und nun mit der toten Mutter versank. Grünes Hexenfeuer war in ihren Augen, und als einmal ein geprügelter Schiffsjunge schrie, stürzte sie halb bekleidet aus der Kabine, um besser zu hören.

Es war kein Zweifel, daß ihr Mann, der sie über alles zu lieben schien, bittere Qualen litt, wenn sie sich von einem der Herren auf den weißen Arm

küssen ließ oder einem anderen erlaubte, ihr Haar aufzulösen und in Zöpfe zu flechten. Sie freute sich, wenn der Artist litt. Sie stieß mit dem Fuß nach Tom, seinem kleinen Hündchen, das unzertrennlich von ihm war und auch an ihr mit der scheuen Liebe eines mißhandelten Tieres hing, und beobachtete dabei ihren Mann aus den Augenwinkeln. Sie lächelte, wenn er seine Lippen biß oder nervös auf und ab rannte. Die hilflosen Fratzen, die in solchen Augenblicken sein Gesicht verzerrten, schienen das seelenlose Geschöpf zu belustigen.

Eines Abends, als ausgelassenes Lachen und Splittern zerklirrender Gläser aus dem Rauchzimmer klangen, traf ich den Mann allein auf dem Oberdeck, zwischen den Rettungsbooten umherirrend. Hier oben war es still, und der volle Mond versilberte Pardunen und Blöcke, ließ Millionen blitzender Funken auf der Flut tanzen und sah gleichgültig auf den armen Menschen nieder, der mit geballten Fäusten an der Reeling stand. Als Huby mich erblickte, geriet er offenbar in Verlegenheit, denn er redete mich mit einer gleichgiltigen Frage an. Wir setzten uns mitten in den weißen Glanz, und er

erzählte mir, daß er jung verheiratet sei und zur Erholung nach Therapia fahre.

„Sie sind Artist?“ fragte ich.

„Ja, ich bin komischer Jongleur,“ sagte er und streichelte den Kopf seines kleinen Hundes. „Diesen Winter bin ich in London — im Empire, dann gehe ich nach Paris. Vielleicht haben Sie mich in Wien gesehen?“

Ja, jetzt erinnerte ich mich. Er war einer von jenen lustigen Jongleuren, die durch ihre scheinbare Tölpelhaftigkeit und Dummheit das entsetzlichste Unheil anrichten, Dutzende von Tellern zerschlagen, Eier in der Tasche zerbrechen, mit einem hartnäckigen Fliegenpapier, das sich ihnen anheftet, aussichtslose Kämpfe führen bis sie endlich mit dem Gesicht in einer großen Schaumtorte landen, zum ungeheuersten Entzücken des Publikums. Ich wußte nun, warum mir die Frau so bekannt erschienen war. Sie stand damals neben ihm auf der Bühne in einem funkelnden Pagenkostüm aus Gold und Seide und lachte ihn aus, wenn wieder etwas mißlungen war. Mit zitternden Knien schleppte er Stöße von Tellern herbei, angstvoll bemüht, die zerbrechliche Last bis zur Anrichte

zu bringen — bis sie hell auflachte. Dann blieb er halbwegs stehen und konnte nicht weiter, sah bald auf sie, bald auf das Publikum, wie ein Hund, dem Prügel bevorstehen, und die Leute starben fast vor Lachen, wenn sie diesen Blick sahen. Noch versuchte er, auf einem Beine stehend, mit dem gehobenen Knie des anderen das Unheil aufzuhalten, aber es half nichts. In der nächsten Sekunde fiel alles mit ohrenbetäubendem Klirren zu Boden, und er selbst stand da mit baumelnden Armen und hängender Unterlippe, verwirrt um sich schauend. Die Menschen im Varieté tobten und schrien, nahmen die vorzüglich gespielte Ungeschicklichkeit völlig ernst und bejubelten den Unseligen, der in seinem viel zu großen Frack, in sackartigen Hosen, mit künstlicher Glatze und roter Kartoffelnase vor ihnen stand. Armer Jongleur! Sie wußten nicht, wie viel Wahrheit unter seinem Spiel verborgen war und wie ihn das helle Lachen des goldhaarigen Pagen auch außerhalb der Bühne quälte.

In dieser Nacht unter dem stahlblauen Himmel, an dem die Sterne gingen, erfuhr ich seine ganze Geschichte. Die Frau, die mit ihren schönen, schlanken Trikotbeinen und dem schimmernden Helm ihres

Haares neben ihm auf der Bühne stand, war seine Gehilfin geworden, nachdem er sie aus der Gosse gezogen hatte. Dann kam der Irrtum über ihn, daß man aus Katzen treue Haustiere machen und Frauen von der Art, die aller Welt gehörten, für sich allein besitzen könne. Er ahnte in seiner Einfalt nicht, daß er sich der Leere selbst, der Vanitas vanitatum, vermählt hatte, einem Nichts, dessen saugender Wirbel seine Seele austrank, seine Kraft und alles Wollen verbrauchte. Nun saß er da, ein armer Schächer, und drunten würfelten sie um sein Gewand, flochten an der Dornenkrone, bespien ihn und bereiteten ihm den Lohn, den alle Güte auf Erden findet. Er sprach davon nicht, mühte sich, nichts zu verraten — aber in allen seinen Worten klang ein Ton, der wie das Weinen eines kleinen Kindes war. Der Mond lächelte hämisch und zeigte mit dem langem schwarzen Schatten des Flaggenstockes auf die Brust des Clowns, die ganz gefüllt war mit brennendem Leid. Der Hund leckte die Hand seines Herrn, und niemand kann sagen, daß das Tier nicht wußte, wovon die Rede war. Ich konnte in dieser Nacht lange nicht schlafen. Einmal war ich nahe dem Punkt, an dem das Denken

verschwimmt; da weckte mich wüstes Stimmengeräusch und Stampfen von Füßen. Das Holzwerk knarrte, und die Kabine ging auf und nieder. Das Schiff schlingerte in der hohlen See. Es hatte offenbar aufgefrischt.

Kurz bevor ich in Patras an Land ging, erfuhr ich vom Aufwärter, daß in der Nacht eine schlimme Rauferei gewesen war. Der Grieche war betrunken und hatte dem Hund des Künstlers einen Fußtritt gegeben, und Huby hatte mit einem Messer zugestoßen. Das Konsulatsboot mit Polizisten kam an meiner Barke vorbei und hielt auf den Dampfer zu, den ich eben verlassen hatte.

*

Man vergißt vieles, wenn man nicht durch besondere Umstände wieder daran erinnert wird. Der Ort, an dem mir dies geschah, lag freilich ein paar tausend Meilen vom Kap Matapan entfernt, von dem damals die Kühlte kam, die meine Kabine schaukeln ließ. Ich fuhr mit zwei Herren und einer Dame im selben Zuge und teilte mit ihnen das Schicksal, den Anschluß an den Wiener Schnellzug zu versäumen.

Das hieß soviel, als von fünf Uhr nachmittags bis Mitternacht in einem kleinen Nest warten zu müssen. Nun, die Frau, die mit mir im Zuge gesessen hatte, war Madame Huby, die Frau des Artisten, ebenso blond und rosig wie an dem Morgen, an dem ihr Mann von der Konsulatsbarkasse an das Land geholt worden war. Die Jahre schienen an ihr vorübergegangen zu sein, ohne daß der Glanz ihrer Augen oder die zarte Glätte ihrer Haut gelitten hätten. Die zwei Männer, die sich um sie bemühten und einander mit wenig freundlichen Blicken maßen, kannte ich nicht. Auf dem Bahnsteig verlor ich übrigens die ganze Gesellschaft aus den Augen.

Ich fürchtete mich vor der Langeweile dieses verlorenen Tages und beneidete die Menschen, die zufrieden hinter den Fenstern der Bierkneipen saßen. In langen, grauen Strähnen rann und rauschte der Regen und bildete mißfarbige Pfützen in den Gruben des Kieselpflasters. Ich ging unter meinem Schirm, auf dem der Landregen trommelte, die Straße entlang und wieder zurück, betrachtete die Bilderbogen im Schaufenster der Papierhandlung, die bemalten Kuhglocken, das Messingbecken des Barbiers und

die spaßhaften Lichtbilder von Brautpaaren und Feuerwehrmännern. Ein fetter Köter bellte mich wütend an, und ein barfüßiger, kleiner Schmierfink blieb, den Finger im Munde, vor mir stehen und verschüttete beinahe die Milch, die er in einem Topf geholt hatte. Endlich lockte mich ein giftgrüner Zettel an, der schief auf einen Plankenzaun geklebt war. Es war die Ankündigung einer Zirkusvorstellung, und ich freute mich, daß wenigstens etwas zu sehen war in dieser Stadt des Gähnens.

Als die trübe Luft des Regentages und die tieferen Schatten der Abenddämmerung ineinanderflossen, stand ich auf der durchweichten, von vielen Füßen zertretenen Wiese vor dem Leinenzelt des Wanderzirkus. Ein Mann in rotem Frack, mit rohem und gutmütigem Gesicht, führte mich auf meinen Logensitz in einem der Bretterverschläge. Vier zerbeulte Blechinstrumente beendigten soeben einen ohrenzerreißenden Lärm, als ich mich auf die verschlissenen Polster meines Sitzes niederließ. Ach, dieses trübselige Rund der Arena mit den sechs gelben Ligroinflammen, dem Stallgeruch und den Sitzreihen! Alle Geräte waren alt und schäbig, dem Verfalle nahe.

Von Zeit zu Zeit bewegte sich der Vorhang am Eingange in die Reitbahn und irgend ein geschminktes Hungergesicht blickte durch den Spalt. Die feuchte Lohe strömte einen unerträglichen, säuerlichen Geruch aus, die Trompeten schmetterten und vom Leinendach fielen Wassertropfen. Aber allmählich füllte sich das Rund, und der Stehplatz zeigte Kopf an Kopf. Plötzlich, mit einem höllischen Tusch, flog der Vorhang zur Seite, und auf einem hereingaloppierenden weißen Ackergaul stand Miß Arabella Bellezzi und warf Kußhändchen nach allen Seiten. Die Leute hier waren nicht verwöhnt und klatschten lebhaft Beifall, wenn der Stallmeister „He hopp!“ rief und das verblühte, arme Weib durch das Seidenpapier des Reifens sprang. Mit zierlichen Bewegungen tänzelte sie dann noch einmal herein und bedankte sich für den reichlich gespendeten Beifall, der ja ihr Lebenselement war.

Auf einmal flog lautes Lachen auf und pflanzte sich im Raume fort. Ich sah vom Programm in die Reitbahn. „Clown Roco und sein Freund Tom“ hatte ich gerade gelesen. Ja, da war er, mit breitgeschminktem, blutrotem Mund, mit feuriger Nase

und verwundert hinaufgezogenen Augenbrauen. Das kreideweiße Gesicht ruhte auf einer Halskrause wie auf einem flachen Teller und die Hände zogen die Hosen des Pluderkleides zu lächerlicher Breite. Hinter ihm lief ein armes, altes Hündchen, mit Halskrause und Kegelmütze angetan wie sein Herr. Die Buben klatschten und schrien und Roco machte einen seltsamen Kratzfuß, denn das eine seiner Beine war gelähmt und steif. Er humpelte direkt auf den Mann im roten Frack los, der ihn in würdevoller Haltung, die Arme in die Hüften gestützt, erwartete.

„O, Herr Stallmeister, sagen Sie mal, kann ich hier, bitte, mit meine Friend eine kleine Konzert geben?“

„Nee, Clown. Wir machen selbst bessere Musik.“

„Sie sind ein Esel! Vastehn Sie?“

„So? Ich bin ein Esel? Sehn Sie mal, bitte, Clown, da rauf — da oben!“

Der Clown verdrehte drollig die Augen und blickte der ausgestreckten Hand nach zur Decke empor.

Klatsch — klatsch! Ein Hagel von Ohrfeigen fiel in diesem Augenblick auf sein Gesicht.

„O — o — das is nicht gut, Sie,“ schrie er. „Was habe ich davor zu beßahlen?“

Die Zuhörer wanden sich vor Entzücken.

„Na, wenn Sie wirklich schöne Musik machen, brauchen Sie nichts zu bezahlen," grinste der Mann mit der Peitsche.

„Das is gut! Dann bitte, eine Stuhl!" rief der Clown mit krächzender Stimme, und einer der beiden Stallburschen in verblichenen Tressenröcken brachte einen Sessel. Roco wischte mit einem Taschentuch erst seine Schuhe, dann den Stuhl und endlich sein Gesicht ab und setzte sich in Positur, nachdem er ein kleines Banjo aus der Ballonhose gezogen hatte; der Hund saß neben ihm. Die dünnen, schwirrenden Klänge des Instruments waren kaum hörbar, und dann hob sich die krähende, komische Stimme, und die Klagetöne, die nun Tom mit emporgereckter Schnauze ausstieß, mischten sich seltsam in ein altes Lied:

„Letzte Rose, wie magst du —"

Das Banjo fiel klingend in den Sand. Wer hatte so aufgeschrien? Der Hund bellte und sprang wie toll an die Bretterwand der Loge neben mir, der Loge, auf die der Clown Roco mit weitgeöffneten Augen entsetzt und fassungslos hinstarrte.

Madame Huby mit ihren Freunden saß in der Loge. Ich hatte ihr Kommen nicht bemerkt.

Der Stallmeister rettete die Situation. Er zog dem Hündchen einen Peitschenschmiß über, daß es heulend zu seinem Herrn lief, und zischte dem Clown ein paar Worte zu, kupferrot im Gesicht. Und der arme Teufel gehorchte und sang weiter unter dem brüllenden Gelächter der Menschen, mit zitteriger jammervoller Stimme, begleitet vom hohen Heulen des kleinen Hundes. Ich wußte nun wohl, wer er war, und das Herz tat mir weh. Ich konnte das nicht länger mit ansehen. Als ich aufstand, sah ich den höhnischen Blick der blonden Frau auf mich gerichtet und hörte die Stimme des einen der beiden Laffen, der auf den Sänger zeigte und mit dem schleppenden Tonfall des Vornehmtuns sagte: „Vielleicht hat er noch zu wenig Ohrfeigen bekommen!"

Ich ging in den Regen hinaus, krank vor Mitleid. Wie traurig war doch das Leben, wie häßlich das, was auf Erden geschah! Nach welchem Gesetz war es möglich, daß der bedauernswerte Mensch, den sie peinigten, so leiden mußte! Ich saß lange in solchen Gedanken bei einem Glas Wein, bis

endlich zischend und donnernd der Expreßzug einfuhr. Als ich den Wagen betrat, kam auch die Frau mit ihren Rittern und stellte sich ans Fenster. Gepäckträger liefen, Rollwagen holperten über die Platten des Bahnsteiges und ein verschlafener Kellnerbub rief Schinkenbrot und Bier aus. In dem Augenblick, als der Doppelpfiff des Zugsführers ertönte, hinkte eine Gestalt in einem gelben, fadenscheinigen Überzieher auf den Wagen zu, und eine zitternde, magere Hand streckte der Frau am Fenster einen großen Rosenstrauß entgegen. Sie griff danach, wie sie wohl nach allem griff. Ich sah das verzerrte Gesicht des armen Huby, abgehärmt und gealtert seit jener Nacht im Ägäischen Meer, sah, wie seine flackernden Augen bettelten. Mit leisem Ruck fuhr der Zug an. Da lachte das Weib auf und warf den Rosenstrauß mitten in das Gesicht des blassen Mannes, der durchnäßt vom Regen und wunden Herzens vor ihr stand, und die Blumen fielen an ihm herunter, wie schwere, dunkelrote Blutstropfen — —. In diesem Augenblick schwand vor dem fahrenden Zug der Lichtkreis der Haltestelle und die Nacht zog den schwarzen Vorhang zu. Das Spiel war zu Ende.

Die Dame mit der Scharlachmaske.

Die fünf Herren, die sich's in den Klubsesseln um den runden Tisch bequem gemacht hatten und sich daran ergötzten, in etwas prahlerischem Ton von ihren Redoutenerfolgen zu sprechen, waren alle jünger als der, der etwas weiter zurück im Schatten saß und nun auf allgemeinen Wunsch zu erzählen begann. Er hatte eine leise und eindringliche Art zu sprechen, die alle zwang, zuzuhören. Selbst die Spieler im Nebenzimmer schienen zu lauschen, so selten hörte man die Elfenbeinmarken klappern.

Aus dem Dunkel des dem Licht entrückten Lehnstuhles, in dem der Erzähler saß, glühte nur manchmal die Zigarette auf, bis wieder Asche das Feuer bedeckte. Und dann sah man jedesmal das ernste und unbewegliche Gesicht des Sprechers in rötlicher Beleuchtung aus dem Dunkel auftauchen.

„Ich weiß sehr wohl, daß man heute über Gespenstergeschichten zu lachen pflegt. Sie sind weder zeitgemäß noch anregend. Aber ich für meinen Teil halte daran fest, daß nicht alles, was in unserem Leben vorgeht, von Ärzten und Physikern erklärt werden kann. Manchmal ist es, als ob fremde, unirdische Wesen uns nahe kämen, die aus geheimnisvollen Gründen unsere Gesellschaft suchen und auf irgendeine Art die Verbindung zwischen unserer und ihrer Welt herzustellen wissen.

Wann die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, geschah, ist gleichgültig. Sicher ist es, daß an dem betreffenden Abend das abscheulichste Wetter war, das man sich denken kann. Ein eisiges Gemisch von Schnee und Regen fiel vom Himmel und bildete auf den unsauberen Wegen einen nassen Brei. Manchmal lief ein Windstoß mit lautem Heulen durch die Straßen, so daß die Telephondrähte aufjammerten und die Fenster klirrten. Alle Menschen, die man im gelben Laternenlichte sah, kämpften mit vorwärtsstrebendem Oberkörper gegen den Sturm und drückten sich die Hausmauern entlang. Allerlei Schatten bewegten

sich in den lichtlosen Ecken, und in den finsteren Seitengassen schienen Augen zu glühen und Irrlichter zu glimmen. Durch das angelaufene Fenster meines Wagens, an dem die Tropfen hingen, sah ich alles seltsam verzerrt. Der todmüde Gaul vorn, dessen lockere Eisen in quälendem Takt klapperten, hatte den Hahnentritt und machte mit seinen kranken Hinterbeinen sonderbar-schauerliche Sprünge; das dichtverhüllte menschliche Ungeheuer auf dem Bock ließ automatenhaft in regelmäßigen Zwischenräumen die Peitsche auf den nassen Rücken des mageren Pferdes fallen. Es war eine wirkliche Erlösung, endlich im Glanz der strahlenden Monde, die über dem Tor hingen, das enge und unbequeme Fuhrwerk verlassen zu können.

Die große Redoute hatte alle Welt angelockt. In langer Reihe fuhren Wagen und Kraftwagen vor, schwarz oder dunkelfarbig gelackt, wie japanische Schachteln, und entleerten ihren Inhalt; es sah aus, als ob aus geöffneten Behältern Blumen gehoben würden. Weiße und goldgelbe Seide, helles Blau und duftiges Maigrün — ein ganzer Frühling schien aus den Wagen zu kommen.

Hinter diesen Frauenblumen kletterten die Männer unscheinbar wie schwarze Käfer aus den Türen und verschwanden im Farbengewirr des Vorraumes, dessen hohe Spiegel die Pracht der Kleider, die Diamantblitze und das Leuchten weißer Schultern einander zuwarfen und hundertfach wiederholten.

Als ich auf der ersten Stufe der Treppe stand, sah ich die Lohndiener, die am Haupttor standen, lachen und einander anstoßen. Halben Auges bemerkte ich noch, daß ein altmodischer Wagen mit Hängefedern vorgefahren war, dem eine Dame mit roter Maske entstieg. Dann schoben sich Menschengruppen in mein Gesichtsfeld und der anschwellende Strom, der die breite Freitreppe hinaufflutete, nahm mich mit.

Oben im Saal befiel mich kurz und heftig die gewisse Enttäuschung, die aus der Erfahrung entspringt. Ich beneidete die jungen Leute, die mit glänzenden Augen und in köstlicher, unbestimmter Erwartung nach dem Abenteuer des Abends ausblickten. Ich kannte die zauberische Kraft der Halbmaske, die jedem Frauengesichte geheimnisvollen Reiz verleiht, indem sie die obere Gesichtshälfte, den

Sitz der Schönheitsfehler, verhüllt und nur Mund und Kinn unter ihrer kecken, etwas breiten Kindernase freiläßt. Ich wußte, wieviel welke und alternde Frauen, in Dominos vermummt, trügerische Hoffnungen erweckten und vielfach nur darauf aus waren, nach Herzenslust Champagner zu trinken und in den niedlichen Kleinigkeiten des Tisches zu schwelgen. An unerfahrenen und gutmütigen Rittern war ja kein Mangel.

Während ich so in verdrießlichen Gedanken stand, schob sich plötzlich ein Arm unter den meinen und als ich mich wandte, sah ich geradewegs in das Nichts einer scharlachroten Samtmaske, aus der zwei große dunkle Augen mich anblickten.

„Ich habe dich gesucht," sagte eine leise und angenehme Frauenstimme. „Laß mich bei dir bleiben. Ich möchte mit dir plaudern."

Ich murmelte irgendeine Redensart und trat gedankenlos in den Menschenzug, der sich unter den Leuchtern im Kreise bewegte. Gewiß, ich war nicht sehr erfreut. Ich liebe es, ruhig und möglichst unbemerkt zu beobachten, gleichsam unter die Oberfläche zu sehen. Vielleicht ist es Anlage, vielleicht

eine Gewohnheit des Handwerkes, die Schriftstellern anhaftet. Aber ich habe Angst vor der trostlosen Geistlosigkeit der gewöhnlichen Anreden. Und dann fehlte mir noch der Rosennebel, den ein paar Gläser Champagner über das Denken breiten.

Während ich also einige höfliche Worte sprach, sah ich die Maske genauer an. Sie hatte eine Haut, die so zart war wie Obstblüte, und hochgestecktes, weißgepudertes Haar, in das eine Perlenschnur geflochten war. Die schlanke Gestalt war vollendet schön und Hände und Füße zeigten die edle Rasse an. Unter der scharlachroten, etwas fleckigen Samtmaske lächelte ein blasser, voller und sehr kleiner Mund mit schönen Zähnen. Das echte Louis-Seize-Kostüm war alt und hatte dieselben häßlichen Flecken wie die Maske. Im übrigen war es aus zartgrauer, schwerer gewässerter Seide, mit Silberrosen und dunkelgrünen Girlanden bestickt, und kam mir eigentümlich bekannt vor.

„Ich kenne dich schon sehr lange," sagte die Maske, und ihre Hand schob sich mit einer Gebärde reizender Vertraulichkeit tiefer in meine Armbeuge. „Du sahst, wie die Menschen an der

Tür über meinen Wagen lachten. Er ist alt und nicht mehr schön, aber ich muß sehr froh sein, daß ich ihn habe. Nur wenige sind so glücklich. Er steht vergessen unter vielen alten Dingen in einer Scheune und daher darf ich ihn manchmal benützen."

Ich verstand diese Worte nicht. Vielleicht lenkte mich ein sonderbares Kältegefühl, das von ihrer Hand, die leicht auf meinem Arm ruhte, ausging, vom Sinn der Worte ab. Ich wußte, daß Frauen ihrer Art ewig frieren. Oft sind in ihnen rote Flammen wilder Leidenschaft unter der scheinbaren Schneedecke äußerer Kühle verborgen. Je länger ich aber die zierliche Gestalt, das liebliche Kinn, den schwebenden, vollkommen unkörperlichen Schritt an meiner Seite beobachtete, desto heftiger quälte mich eine unklare Erinnerung, die nicht über die Schwelle des Bewußtseins wollte. Außerdem bemerkte ich, daß alle Leute, an denen wir vorüberkamen, uns erstaunt nachsahen und in auffallender Weise Bemerkungen zu machen schienen. Nun, meine Maske war so hübsch, daß sie wohl einiges Aufsehen verdiente. Dennoch ging ich auf eine der Nischen zu, in denen hinter einem Vor-

hang gedeckte Tischchen standen. Als ich dem Kellner, der eine goldhalsige Flasche in das grauglitzernde Eis des Kübels stellte, befahl, den Vorhang zu schließen, sah mich der offenbar noch unerfahrene junge Mensch so verblüfft an, daß ich lachen mußte. Auch die Maske lachte, als das verdutzte Gesicht des Jungen hinter dem Vorhang verschwand. Sie lachte allerliebst und es klang wie feines Klirren von Gläsern oder Eiszapfen.

Ich füllte die Kelche und stieß mit ihr an. Dann küßte ich die kleine, zarte Hand, die sie mir willig überließ.

„Erzähle mir etwas von dir," sagte ich. Sie ließ ihre Hand in der meinen, die groß und warm ihre schmalen Finger umschloß; es war, als ob ein kleiner, verirrter Vogel Schutz gesucht hätte in der Höhlung meiner geschlossenen Hand, so weich und zart fühlte sich das an.

„Ich soll dir von mir erzählen, mein Freund? Mein Gott, ich bin so arm, bin immer allein und friere so schrecklich. Ich habe niemand mehr, verstehst du, niemand! Heute bin ich sehr weit gefahren, um mit dir zu sprechen."

„Woher kennst du mich?“ Sie lachte wieder mit ihrem klingenden, silbernen Stimmchen.

„Du hast einmal ein Gedicht gemacht, das meinen Namen trug. Kennst du das Kleid nicht? Ach, wie sehr du deinem Urgroßvater ähnlich siehst! Er liebte die Frauen wie du. Nicht wahr, du wirst mir helfen, wirst nicht zulassen, daß sie mir mein kleines Haus nehmen? Ich könnte dich ja nicht mehr sehen, wenn dies geschieht, dich nicht und nichts mehr. Warum bist du so erstaunt? Weißt du es denn nicht mehr, wie du in Schloß Teilleul vor meinem Bilde standest? Kennst du dein Gedicht nicht mehr, in dem du das graue Kleid mit den Silberrosen beschreibst?“

Ach, wie sonderbar! Ich hatte als junger Mensch auf einer Reise in der Normandie Schloß Teilleul besucht und mich in eines der Frauenbilder verliebt, die dort hingen. „Porträt der Yvonne von Ronceray“ stand im Katalog. Nun, ich trug dies Bild lange im Herzen und oft genug erschien das süße Gesicht, die Perlenschnur und das graue Seidenkleid in meinen Träumen, bis eines Tages ein Gedicht daraus wurde. Die Dame an meiner

Seite hatte sich also den eigenartigen Spaß gemacht, sich nach dem Bild, das sie aus meinem Gedicht kannte, zu kleiden und mich zu necken. Die Idee war hübsch und schmeichelte mir nicht wenig. Ich ging auch sofort darauf ein.

„Ach, welche Freude!“ rief ich laut, „du bist also Yvonne von Ronceray, die mich einst mit solcher Sehnsucht erfüllte im Schlosse von Teilleul? Und nun steigst du aus deiner Gruft, um mich zu besuchen und mit mir die Pavane zu tanzen?“

Sie sah mich mit dunklen Augen an und seufzte: „Warum spottest du? Ich bin gekommen, weil ich dich liebe, wie ich den geliebt hatte, der denselben Namen trug wie du. Ich wollte dich bitten, mir zu helfen!“

Ich hob mein Glas und trank ihr von neuem zu.

„Auf deine wundervollen Augen, Dame Yvonne! Und auf deine treue Liebe, die sich bis auf den Urenkel erstreckt. Was soll ich für dich tun?“

„Du wirst es bedauern, mich verlacht zu haben,“ sagte sie ernst und zog ihre Hand zurück.

„Ich liege auf dem Friedhof in Teilleul und niemand hat sich um mein Grab gekümmert. Nun wollen sie neuen Platz gewinnen und alles zerstören. Dann, Liebster, muß ich schwinden — ins Nichts. Das ist schlimmer als das, was du Tod nennst. Du mußt mir helfen!“

Ich trank mein Glas aus, und trotzdem ich den Spaß zu durchschauen vermeinte, war mir sonderbar zumute. Die hüpfenden, schleifenden Noten des Walzers, die wie aus weiter Ferne durch den Vorhang tönten, klangen wie eine Danse macabre. Und dieser Kellergeruch! Die Nische hatte sicherlich keine Lüftung. Schließlich war das ganze ein recht abgeschmackter Faschingsscherz.

„Wir wollen wieder in den Saal, mein holdes Gespenst,“ sagte ich unvermittelt und nicht gerade liebenswürdig. „Ich verspreche dir, alles zu tun was ich kann. Aber nun komm'!“

„Ich muß fort,“ sagte sie. Ehe ich noch recht wußte, was geschah, berührten zwei eisigkalte Lippen meinen heißen Mund — fast unfühlbar leise, wie ein Hauch, und eine Stimme flüsterte: „Du schwörst es mir?“

Ich lachte ärgerlich und hob zwei Schwurfinger.

„Mit Vergnügen!“ sagte ich. „Wenn du willst, fahre ich morgen schon in die Normandie.“

In diesem Augenblick wurde der Vorhang rasch zurückgezogen und das volle Licht des Saales fiel in den kleinen Raum. Ein mir befreundeter Arzt stand vor mir und sah mich mit entsetzten Blicken an, als ich, wütend über seine Zudringlichkeit aufsprang. Ich sah noch etwas wie einen Schatten, der durch das helle Viereck der Eingangsöffnung in den Saal glitt und war allein mit dem Doktor.

„Was soll das?“ schrie ich ihn an. „Wie kannst du dir erlauben, hier einzudringen? Wo ist die Dame —?“

Der andere drückte mich auf das kleine Sofa nieder und sah mich prüfend an. „Du hattest eine Dame bei dir?“

„Gewiß!“ erwiderte ich.

„Auch vorhin, als du durch den Saal gingst?“

„Ja — auch vorhin. Was willst du eigentlich?“

Sein Gesicht blieb ernst und er griff nach

meinem Puls. Dann hob er die halbleere Flasche aus dem Eis, schüttelte den Kopf und setzte sich dicht neben mich.

„Lieber Alter," sagte er, mich an der Hand haltend, „nun versuche einmal, ganz ruhig zu bleiben. Man hat mich zu dir geschickt, weil man dich für sehr krank hält. St! Ruhig! Du bist eine Viertelstunde lang im Saale herumgegangen, als führtest du jemand am Arm und hast dabei laut gesprochen. Du kannst dir denken, daß das Aufsehen erregt hat. Dann gingst du, ebenfalls allein, in die Nische und sprachst laut mit dir selbst. Du wirst es begreifen, daß man mich bat, mich deiner anzunehmen. — Und nun beunruhige dich nicht. Du bist ganz einfach stark überarbeitet und sehr erregbar. Die Hitze im Saale und der Champagner haben im Vereine mit deinen gereizten Nerven eine Sinnestäuschung erzeugt. Du wirst jetzt schön vernünftig mit mir nach Hause fahren und dich niederlegen!"

Ich stand wie betäubt. Aber es war doch wahr —! Warum war mein Wille so gelähmt? Ich folgte dem Freunde ohne Widerrede in den

Wagen, nachdem ich eine Reihe von gaffenden, neugierigen und erschreckten Gesichtern passiert hatte. Zu Hause verlor ich das Bewußtsein. Als ich nach sechs Wochen wieder so weit war, daß ich im Zimmer herumschleichen konnte, mich an dem Hausrat festhaltend, um nicht zu fallen, kam mir alles wieder in den Sinn und ich schrieb mit zitternden Händen einen Brief an meinen Freund Desmoulins in Paris und bat ihn, so sehr ich konnte, meine Aufgabe in Teilleul zu erfüllen. Nach einer Woche, als es mir schon besser ging, kam seine Antwort:

„deinen wunsch erfüllt reise nach teilleul war vergeblich alte gruft der familie ronceray wurde bei grundaushebung für große weinkellereien umgegraben vorgefundene reste massengrab beigesetzt bedaure sehr grüße desmoulins."

— — — — — — — — — — —

Ich weiß, daß man mich lange Zeit für verrückt gehalten hat. Aber ich weiß auch, daß ich die arme Dame mit der Scharlachmaske nie mehr vergessen kann und daß mein Herz für immer trauern muß.

Abdon.

Ja, Herr, es ist so. Zu Georgi werde ich zweiundachtzig Jahre. Wovon ich lebe? Das werden Sie nicht erraten. Ich wasche Gold. Hier — in dem Bach. Alle Gebirgsbäche sind goldhältig — die Reinitz macht keine Ausnahme. In manchem Jahr gewinne ich bis zu zwanzig Dukaten. Damit kann man hier leben, besonders, wenn man ein Häusel hat und einen Kartoffelacker. Aus dem grauen, feinen Sand schlemme ich den Goldstaub —. Andere Arbeit kann ich nicht leisten und Freundschaft habe ich nicht.

Ich hab' Ihnen schon erzählt, daß ich ein Jäger war. Warum ich's nicht geblieben bin? — Herr, Sie sind immer gut zu mir gewesen und haben mir manchen Gulden geschenkt, wie mich im Frühjahr die Krankheit erwischt hat. Ihnen werde ich das alles erzählen. Es ist sehr merkwürdig. Zudem lebt Keines mehr, dem ich dadurch schaden täte. Es gibt sonderbare Sachen —.

Ja, gelt, das merkt man an meiner Sprache, daß ich kein Bauer bin. Vor vielen Jahren habe ich sogar einmal studiert — — Gymnasium. Aber Sie müssen sich niedersetzen — Sie sind müde genug. Lehnen Sie Ihren Stutzen an die Wand und das Griesbeil. Heut' ist sowieso alles umsonst — glauben Sie mir. Der Talwind geht und oben wird's heut' noch schneien. Der schwarze Teufel von Bock kommt Ihnen nicht aus — — ich kenn' ihn gut. Krücken hat er so hoch und der Bart wird anderthalb Spannen messen. Beim ersten Schnee wechselt er ins Holz; — das ist ein Einsiedler — ich kenn' ihn schon fünf Jahr'; in acht, vierzehn Tagen gehören Bart und Krücken Ihnen, wenn Sie mir folgen. — Der Revierjäger weist Sie schlecht — — der spitzt selber auf den Laabbock. — Jetzt tu' der Herr nur ordentlich abrasten beim Dukatenseppl. — Josef Spieß heiß' ich, aus Schlesien gebürtig. Eine Milch? — Nein? — Enzian hätt' ich auch — —.

*

Also. Als junger Bursch, wie mein Vater gestorben ist, hab' ich müssen die Studi aufgeben. Beim Fürsten Freyenberg haben sie mich als Weid-

jung aufgenommen und nach drei Jahren hat mir dann ein großer Herr, ein Graf, erwirkt, daß ich als Forstwart nach St. Quirin zum Förster Schröck bin gekommen. Ich seh' ihn noch vor mir, den Förster. Ein großer, starker Mann mit einem fuchsroten Vollbart. G'rad' an dem Tag, an dem ich angekommen bin, ist er voller Zorn und Groll gewesen, und mein Empfang war kein guter. Sein Schweißhund war ihm vergeben worden, von irgend einem Lumpen, der ihm einen rechten Tort hat antun wollen. Die ersten Tage waren bös, daß können Sie mir glauben. Bald hat's da gefehlt, bald da, und herumgesprengt hat er mich im Gebirg', daß ich abends gemeint habe, die Füß' brechen mir ab wie Stecken. Mit Fluchen und Schimpfen hat er mir so zugesetzt, daß ich gewiß auf und davon gegangen wäre. Aber ich bin geblieben und gern geblieben. Die Försterin war's, die mich gehalten hat.

Wenn's mitunter recht arg war, bin ich mit hängenden Losern hinaus zu ihr in die Küche, dann hat sie mich so lieb angelacht, daß mir die Ameisen über den Buckel gelaufen sind. Und einmal hat sie mir über das Haar gestrichen, ganz lind nur gesagt:

„Armer Bub!“ Das hat mir so wohl getan, wie nichts bisher. Aber nicht um alles in der Welt hätt' ich ein Wort herausbringen können — —. Und sie hat mir erzählt von ihrem Büble, dem Abdon, ihrem einzigen Kind, das schöne blaue Augen gehabt und das rechte Händlein verkrüppelt, worüber sie es nur um so lieber gehabt. Seit zwei Jahren lag der Kleine unter dem Boden bei der St. Quiriner Kirche. Vier Jahr' war er alt geworden. Weder sie noch der Förster hatten sich können getrösten. Unser Herrgott hatte ihn wieder genommen. — Seit der Zeit lebten sie anders. Der Förster war verdrossen und traurig, sprach wenig und verschloß seinen Schmerz im Herzen. Die Frau war viel allein gewesen und schien nun froh, an mir einen Menschen zu haben, mit dem sie sich aussprechen konnte. Ich aber war stolz und glücklich zugleich.

Zu dieser Zeit kam aus Hannover ein junger Schweißhund, um den der Schröck geschrieben hatte. Der Salzführer Bartel hielt eines Tages vor dem Forsthaus und hob eine Kiste vom Wagen, in der ein winselndes, kleines Vieh saß. — Jesus, der Förster! Der hat gewettert und alle Heiligen in Grund

und Boden verwünscht, wie er die Bescherung gesehen hat. Entweder war sein Brief undeutlich oder haben sie dort nichts anderes gehabt, kurz und gut, statt eines jährigen Rüden kam ein Hund von acht Wochen. Aber zu machen war da nichts, das halbverhungerte Wesen wurde herausgelangt und auf die Erde gesetzt. Da zeigte sich's, daß das Hündchen eine verkümmerte Pfote hatte. — Die rechte war's. Der Förster sah seine Frau an und sagte ganz langsam: „Der Abdon — —." Beide sprachen kein Wort und das Tier lief winselnd und hinkend zwischen ihnen hin und her, bis es der Förster aufnahm und ins Zimmer trug. Mir war ganz seltsam zu Mute, umsomehr, als der Hund blaue Augen hatte, was ich noch nie gesehen. Auch begriff ich nicht, daß der Schröck den fehlerhaften Hund gleich behielt, obschon er offenkundig betrogen war.

Der Herr wird gewißlich schon Schweißhunde gesehen haben? Sie sehen alle gleich aus, hirschrot meistens, mit einem faltigen Gesicht wie voll Kummer und Sorgen und guten, hellbraunen Augen. Der da aber hatte, wie schon gesagt, blaue Augen, wie ein Mensch. Ich wunderte mich auch gar nicht, daß

der Schröck den Hund „Abdon“ nannte, so sehr die Försterin dagegen bat — —. Er kümmerte sich gar nicht darum, nahm den Hund zu sich und gab ihm selbst das Futter, früh und mittags. Keiner durfte dem Hund etwas reichen, selbst dann nicht, wenn der Förster über Tag weg war. Da weiß denn ein Hund bald, wer sein Herr ist und Abdon gar. Wenn der Schröck da war, kümmerte sich der Hund um niemanden. Der Försterin hatte er anfangs große Zärtlichkeit erwiesen. Aber sie mochte ihn nicht leiden, jagte ihn von sich, wenn er kam und so gab er sie auf und ging ihr aus dem Weg. Manchmal sah er sie an, wie ein Mensch, der traurig ist. Es gab auch Streit wegen des Hundes. Mich beachtete er fast gar nicht — nahm auch nichts aus meiner Hand. Aber bissig, wie sonst die Schweißhunde wohl sind, war er gar nicht — eher sanft und gutmütig.

Allmählich gewöhnten wir uns an ihn. Das einförmige Leben im Forsthaus ging seinen Gang. Es war immer das gleiche. Auf in aller Früh, Kulturen anlegen, Holzknechte anweisen, Stämme anschlagen und dergleichen. Hie und da schießt eines einen Habicht oder gar einen Steinadler. Mein Recht im Jahr war

ein Gamsbock und ein Rehbock — sowie alles Raubzeug natürlich. Das Waldleben gefiel mir wohl. Auch zeigte sich der Schröck mit der Zeit als guter Herr. Wenn's einmal gar zu hart für mich war, gab mir der Förster ein oder zwei Ruhetage und war auch sonst ein freundlicher Mensch gegen mich, bis auf sein wüstes Schelten im Gachzorn, von dem er nicht lassen konnte ... Mit dem Hund, der bis auf die Krüppelpfote ein Prachtkerl wurde, ging er um wie mit einem Menschen, redete mit ihm, fragte ihn dies und das und der Hund gab ihm Antwort mit den Augen und durch Laute und Gebärden. — Sie dürfen mich nicht auslachen, Herr — aber ich weiß es gewiß, daß der Abdon kein Hund war wie andere. Ich hab' mir meine eigenen Gedanken darüber gemacht. In dem Abdon war eine Menschenseele. Es war einmal ein Herr hier auf der Bank, der hat mir viel von der „Seelenwanderung" erzählt. Das hat mir gar nicht so fremd geklungen, wie der vielleicht geglaubt hat. Jeder hat halt seine Ansicht — — — ich auch, Herr.

*

Von der Försterin muß gesagt werden, daß sie fünfundzwanzig Jahre alt war, groß und stattlich, dabei schlank und geschmeidig. Ihr Haar war schwarz wie ihre Augen, die Wangen rosenrot mit einem feinen Flaum wie ihn die Pfirsiche haben und wenn sie lachte, blitzten ihre weißen Zähne aus dem roten Mund. — In mir war keine Faser, die nicht nach ihr hingedrängt hätte. Oft beutelte und stieß es mich wie das kalte Fieber, wenn ich sie mit den runden, bloßen Armen in der Küche hantieren sah. Wenn ich sie von weitem ansah, fühlte sie es und wandte sich nach mir um — —.

Ich war verflucht jung und ein starker Bursch und kein Mädel hatte ich nicht. Das Blut kitzelte mich gar arg, und in der dunklen Nacht sprang ich öfter als einmal aus dem Bett und ging barfuß über den kalten Steinboden. Nur damit ich Ruh' fand vor ihr. Wenn ich wieder die Augen schloß, sah ich sie, wie sie lächelte im Schlaf und mit halboffenem Munde atmete — —. Den Namen hab' ich noch nicht gesagt. Sie hieß Lidwina.

Am allerschlimmsten war's, wenn ich mit ihr allein im Haus war. Aus Büchern hab' ich ihr abends vor-

gelesen — damit die Stunden vergeh'n — —. Einmal hat sie sich vorgeneigt, so daß ihre Brust meine Hand streifte, und da hab' ich geglaubt, es erwürgt mich — —. Sie aber hat mich mit den großen, schwarzen Augen lang angeschaut, einen tiefen Seufzer getan — und dann ist sie aus dem Zimmer gegangen. An der Tür sah sie noch einmal nach mir um. Von dem Abend an war's aus — — der Taumel kam über mich und böse Gedanken und süße Träume. — Wenn wir noch einmal so gesessen wären, hätt' ich sie zu mir gerissen — —. Aber von da ab ging sie in ihre Kammer, wenn der Förster aus war, und ich blieb allein — —.

So war der zweite Sommer gekommen. Im Herbst mußte ich in die Stadt, meine Försterprüfung ablegen. Und der Gedanke, daß ich etwa ganz fort müßte von ihr, biß mir wie mit spitzen Zähnen ins Herz. Und der Sommer verging schnell; schon waren im Bergwald rote, gelbe und hellbraune Flecke wo Laubbäume standen, und in der Früh schrien die Nußhäher nahe beim Haus, wenn der Morgennebel sich hob. Nächste Woche ward's Ernst — — —.

Der Schröck neckte mich oft in seiner rauhen Art

mit der Prüfung, aber heimlich war er stolz auf das, was ich bei ihm gelernt. Er hatte die Gabe zu lehren, Herr, wenn er auch nicht mit Handschuhen zugriff. — Den letzten Samstag in St. Quirin gab er mich frei und stieg selbst hinauf, um die Holzer auszuzahlen, und am nächsten Tag sollte er erst zurückkommen. An diesem Abend kam die Lidwina in die Stube — wohl weil es der letzte war. Wir plauderten allerlei und brannten doch wie in hellen Flammen in Lieb' zueinander. Früh wurde es finster. Über der Helwand standen schwarze, dicke Wolken mit purpurfarbenen Rändern. Mir war es recht zum Weinen, als sie mir Gute Nacht sagte. Jetzt war's dahin — alles dahin.

Kaum daß ich im Bette lag — fuhr auch schon der erste Blitz hernieder, weißlila, und ein rollender Schlag kam hinterdrein. Wieder einer — und noch einer — —. Mein Lebtag hatte ich ein solches Wetter nicht geseh'n — —. Und als wieder meine Kammer in hellem Lichte stand — — da erschaute ich die Försterin — vor mir. Sie streckte die Arme nach mir, ihre Augen glänzten auch im jähen Schein. Da schrie ich auf, wie der Hirsch im Herbst schreit

— — — und unter Lachen und Weinen fanden wir einander in der Wetternacht — —.

*

Am Montag reiste ich mit der Postgelegenheit. Die Lidwina sah ich nimmer — aber der Schröck war zurückgekehrt und sprach mir Mut zu. Er meinte, meine Unrast sei Angst vor der Prüfung — —. Am Abend war ich schon in der Stadt — — wie ein Traum dünkte es mir. Im Gasthaus forderte ich Papier und Tinte und schrieb an sie — — — weiß nicht mehr, was — lauter Liebes und Tolles, mein heißes Verlangen und meine Qual — —. Danach war's mir leichter — —. Ich trug den Brief zum Postboten, daß er früh nach St. Quirin käme, um eine Zeit, da der Schröck im Gebirge sein mußte — —.

Am zweiten Tag stand ich vor den Herren. Durch Zufall hatte ich gehört, daß mir mein Förster die Stelle in Aschbach erwirkt hatte – eine Försterstelle — wenn ich bestand. Sein Zeugnis war voll Lobes und die Herren mir freundlichst gesinnt, das merkte ich aus ihren Fragen, die jeder Weidjunge gelöst hätte. Ich konnte nur eines denken, nur daran, daß ich fern von der Lidwina leben sollte. Da verstockte

ich meinen Sinn, gab keine oder verkehrte Antwort, so daß den Herren endlich die Geduld ausging und ich den Saal in Schanden verlassen mußte. Der schwarze Boz aus Möllenau bekam die Försterstelle und ich ging heim als Forstwart, wie ich gekommen. Ganz und gar verblendet war ich dazumal, so daß ich fröhlich lachte zum Staunen meiner Kameraden. —

Ich reiste allsogleich zurück. Mein Herz lief dem Postwagen voraus und Zeit und Weg dünkten mir gar lang! Wie jauchzte mein Sinn, als ich die Ulmen am Wegkreuz von St. Quirin sah. — —

Sie mögen sich ohne Müh' denken, wie mich der Schröck empfing. Er litt unter der Schande und er konnte es nicht erfassen, daß ich, den er so sorgsam unterwiesen, ihn so jämmerlich vor der Kommission hinstellte. — Das war ein böses Grüßen, das mir von ihm wurde! Voll Verachtung, wild und erbost ging er davon, die Tür zuschmetternd, daß der Kalk von den Wänden fiel. — Und wenige Augenblicke darnach warf sich die Lidwina in meine Arme und küßte mich, das mir schier der Atem verging. Wer kann gegen sein Blut, wenn es zu sieden anhebt? Ich trug sie auf meinen Armen in die Kammer. — — —

Da fuhr mir etwas gegen die Beine — — heulend, rasend — — ich schrie auf und ließ ab von ihr — —. Aus meinen grünen Strümpfen quollen rote Tropfen und immer aufs neue fuhr der Hund, der Abdon, jappend und winselnd gegen mich los. Die Lidwina ward weiß vor Schreck — — ich schrie dem Hund zu — —. Da sah er mich an, — giftig wie ein Basilisk — — mit harten, hellen Augen — — dann aber wischte er zur Türe hinaus und jagte belfernd den Hang hinan — seinem Herrn nach.

„Jetzt verklagt er uns beim Schröck — —“ sagte die Försterin und wir lachten nicht darüber. Es stieg eine große Angst auf zwischen uns und ein jedes ging still in seine Kammer — —.

Abends kam der Förster heim und hatte gar eigene Blicke auf mich. Der Hund hinter ihm zeigte mir allsogleich die Zähne und knurrte. Und beim Abendessen ließ der Schröck unsicher und ruhelos seine Augen wandern von ihr zu mir und der Abdon lag vor ihm; wie ein Bann war es auf uns allen — ich fühlte den Haß des Tieres, das den Verrat gesehen und wohl begriffen hatte. Ohne die Gabe der Sprache, war es imstande gewesen, in die Seele

seines Herrn gerechten Argwohn zu bringen. Wie — das weiß nur Gott allein. Ich aber ward inne, daß die schönen Zeiten im Forsthaus vorüber seien, verfluchte im stillen das blauäugige Vieh und grübelte gepeinigt und schlaflos im nächtigen Gemach. Der Förster ging wenig aus und gab Achtung. Aber die Furcht vermochte nicht, unsere Liebesglut zu ersticken und wir stahlen uns gefährliche Minuten, die doppelt süß erschienen. Dennoch litten und darbten wir genug und mußten uns qualvoll verstellen. Der Schröck ließ den Hund gar nicht mehr von seiner Seite, seit er gesehen, daß die Frau ihn schlug, wenn er in die Küche schlich. Der Abdon wimmerte wie ein Kind und kroch zu den Füßen der Lidwina, wenn sie ihren Zorn an ihm ausließ — — nach mir biß er, wenn ich unvorsichtig ihm zu nahe kam.

Eines Tages sah ich die Lidwina am Herde stehen. In ihren Augen spiegelte sich der rote Widerschein der glimmenden Scheite. In prasselndem Fett buk sie ein Stück Badeschwamm — —. Wir sprachen kein Wort. — — — Als die tödliche Speise fertig war, rief sie den Hund mit Schmeicheltönen und hielt ihm das duftende Gebach hin — . Er schnupperte

gierig darnach — — stieß dann plötzlich ein klägliches Heulen aus und rannte davon — —. Nun wußte er, daß wir ihm ans Leben wollten.

Einen Samstag mußte der Schröck dennoch davon und ich blieb. Der Gang war ihm wohl schwer, denn er mußte auch den Abdon zurücklassen, den seine Krüppelpfote arg zu schmerzen schien, denn er hinkte schwer. „Gib du statt meiner acht!“ rief ihm der Förster grimmig zu, und der Hund legte sich gehorsam nieder.

Uns aber ward die Zeit so süß, daß wir es kaum vernahmen, wie das Tier keuchend und schnappend an der Tür kratzte und in langgezogenen Tönen nach seinem betrogenen Herrn rief.

Haus und Hof waren wohlverriegelt und kam auch der Schröck unversehens, wir hatten Zeit, ihn zu empfangen. Aber er kam nicht und der Abdon ward heiser und lag erschöpft vor unserer Türe und der Oktobermorgen traf uns eines in des anderen Arm. Auf den Bergen lag braunes Gold und Altweiberfäden flogen unter dem blauen Himmel, als wir nach dem Mittagessen selbander auf der Türbank saßen. Der Hund lag abseits, tat, als ob er

schliefe, blinzelte aber von Zeit zu Zeit tückisch nach uns. Er sah elend und abgemagert aus. —

*

Da fiel es mir ein, nach dem närrischen Briefe zu fragen, den ich am Abend vor der Prüfung schrieb. Lidwina griff in ihr Mieder und holte ihn hervor, küßte mich auf den Mund und wollte mir das Blatt reichen. Aber ein Windstoß flog vom Gebirge nieder, entriß ihr das leichte Papier, das über den Boden raschelte. — Ehe ich's erhaschen konnte — in einem Hui hatte es der Hund in den Zähnen und lief auf drei Beinen hinters Haus. — Ich sprang auf — die Lidwina schrie in Todesangst — es ging ums Leben, denn der Abdon wollte den Brief seinem Herrn bringen. — Herrgott — als wir hinter das Haus kamen — trabte das Tier mühsam und so rasch es konnte, den Berg hinauf — den Brief im Maul. Wir riefen und pfiffen — er blieb stehen — zog aber gleich weiter über den kahlen Schlag. Da lief die Frau ins Haus und eh' ich's versah, drückte sie mir meinen geladenen Kugelstutzen in die Hand. — Ich legte rasch an — hörte, wie sie mit hoher Stimme den Abdon lockte, der auf den Anruf

kurz verhoffte und zurücksah. — „Schieß! — Schieß!“ flüsterte sie neben mir. — — Der kühle Holzschaft lag an meiner Wange mein Blut war ganz ruhig — und als ich rot vor der Mücke sah — rührte ich den Stecher. Wie ein heller Peitschenknall schnalzte es — dumpf kam der Schall des Kugelschlages. — Der Abdon tat einen klagenden Blaff — ging mit allen vier Läufen in die Luft und kollerte dann den baumlosen Schlag hinunter. — Wir liefen hin. — Er sah uns noch einmal an, aber nicht böse, nur so traurig, daß es zum Erbarmen war und die Zähren rannen ihm aus den Augen. Dann verendete er und ich riß ihm den Brief in Fetzen aus den Fangzähnen, die noch im Tode festhielten. In Eile tilgte ich den roten Schweiß vom Moorboden, grub dem Hunde ein tiefes Loch im Holzstall und legte etliche Klafter Scheitholz auf die geebnete Stelle. Die Lidwina war zitternd entflohen und hatte sich eingeriegelt. Ich aber fühlte, daß das, was ich getan, ein Mord war und gen Himmel schrie.

Ach und der Förster! Was half es, daß wir schworen, der Hund sei entlaufen, wir wüßten nicht, wohin. In unseren Mienen las er die Blutschuld —

ohne Unterlaß weinte und tobte er, verwünschte sein Weib und mich und bat dann wieder, wir möchten doch Mitleid haben und den Hund herbeischaffen. Der Abdon sei es — der Sohn Abdon, der gestorben war — in anderer Gestalt — aber doch sein Kind — er wisse es — wir sollten Erbarmen haben. — Tage- und tagelang ging das so — wir lebten in Angst und Grauen. — Herr, Herr! Noch heute bleibt mir das Herz stehen, denk' ich an die Zeit. Der Schröck verfiel und sein Haar wurde weiß. Eine solche Trauer war in ihm, daß er fast nichts mehr sprach und tagelang ausblieb, — in Hütten und Almen nächtigte und herumsaß. Nun, meinen Sie, hätten wir unserer Wünsche Ziel erreicht gehabt?

Die ersten Tage konnten die Frau und ich uns nicht in die Augen sehen. Die Tat war es, die uns schwer belastete. Lange Zeit war jedes Verlangen ausgelöscht. Aber wir hatten uns ja noch immer lieb — und eines Nachts schlich ich zu ihr.

Ich weiß nicht, ob Sie jemals so einen Schreck empfunden haben, wie ich damals. Ich träumte nicht — ich war wach. Deutlich kam es aus der Ecke — ein tiefes, zorniges Knurren und dann lief der Hund

im Kreise um mich. — Ich hörte die Nägel auf dem Holzboden klappen und das Auftreten des Krüppelfußes, das etwas schwächer und kürzer klang. Und wieder ein Knurren. — — Da lief ich aus dem Zimmer und hörte, wie das Gespenst in den Holzstall zurückkehrte, in den Scheitern rumpelte und grub, um in die Erde zu kriechen. — Und die Lidwina hatte es auch gehört. Sie war erwacht, aber vor Schrecken vermochte sie nicht zu rufen und lag wach bis an den Morgen, nicht anders als ich.

Der Hund tat auch nach dem Tode seine Schuldigkeit und wachte über seines Herrn Hausehre. Ich wagte es nicht mehr, meiner Buhle zu nahen und sie verschloß in Ängsten die Kammertür. Allnächtlich hörte ich den Riegel klirren. — Unser Grauen war wohl auch arg genug, um jede Lust zu hemmen.

Eines Abends kam ich vom Schüttkar herunter. Es war schon finster, als ich die Holzgrenze erreichte, und im Wald lachten die Eulen. Der Mond war noch nicht aufgegangen und der Abendwind sauste um die Fichtenwipfel und warf mir Tannenzapfen auf den Hut. Als ich zum Marterl kam, wo vor

vielen Jahren ein herrschaftlicher Jäger erschossen gefunden wurde, war es mir plötzlich, als ob mich eine kalte Hand beim Genick greife und ich fühlte, wie mir das Haar aufstand. — Ein heulender Laut kam hinter mir her, ein keuchendes hohes Gebell, wie es jagende Hunde tun, war auf meiner Fährte. — — Da fing ich an zu laufen wie ein Narr. — — Durch Gestrüpp und Hochwald, stolpernd und stürzend, wieder aufspringend, — — in rasender Flucht vor dem, das da hinter mir hetzte. Ich wußte wohl, was es war und lief, wie ich nie im Leben gelaufen bin. Und wäre der böse Fuß nicht gewesen, er hätte mich ereilt und zu Schanden gerissen. — — Niemand kann wissen, wie mir war, als ich das erleuchtete Fenster des Forsthauses sah. — — — Hinein zur Tür und zugemacht — — in einem Augenblick war's geschehen. Dreimal umkreiste es den Hof mit wildem Geheul — — — bis es sich im Holzstall in den Boden grub. — — Die Lidwina fiel wie tot zur Erde vor dem neuen Spuk. Als ich sie aufhob, sah ich tiefe Falten in ihrem Gesicht und weiße Strähne im Haar — — — so sehr hatte sie im stillen gelitten. — — Von mir hing das Gewand in Fetzen weg

und die Haut auch — — so hatte mich der Abdon gejagt — — — durch Gedörn und Stöcke.

Es blieb nicht dabei, Herr. Es kam dazu, daß ich es um mein Leben nicht gewagt hätte, bei sinkender Nacht den Forst zu begehen oder außerhalb meiner Kammer zu weilen. Und was geschehen mußte, geschah. — — Der Schröck bekam seine Pensionierung und ich wurde entlassen. Die Prüfung und die verlotterten Kulturen waren den Herren Grund genug. Und so zog ich fort von St. Quirin, wo ich das Glück gefunden zu haben vermeinte und war des noch froh!

Da ich nichts besaß als meine beiden Arme und es mit dem Forstwesen für mich aus war, nahm ich alle Arbeit an, die nur geboten wurde. Allgemach bin ich alt geworden und jetzt, da ich nichts anderes mehr zu tun vermag, schlemme ich hier den grauen Sand.

Die Försterin ist bald gestorben. Sehr bald, nachdem ich weg war, wurde sie wirr im Kopf, hat man mir erzählt, und lag oft in Krämpfen. Der Schröck hat's noch eine Weile getrieben, aber auch nicht allzulange. Seinen Todestag vergesse ich mein Lebtag nicht.

*

Ich war dazumal Arbeiter im Rieser Steinbruch. Einer mußte über den Sonntag immer dort verbleiben, um auf Werkzeug und Sprengpulver zu achten. Am selbigen Tag, an dem ich vor vier Jahren die Tat begangen hatte, traf's mich. Ein Oktobersonntag war's — — damals war ein Freitag gewesen. Es war heller Mittag, und ich saß und richtete mein Essen. — Da ward mir auf einmal so eigen zumute — — es war keine Angst, auch keine Beklommenheit — — aber ganz sonderbar war mir halt. Ich schaute mich um, als ob mich wer angerufen hätte. — — Aus dem Wald kam der Schröck mit Büchse und Weidtasche — hinter ihm hinkte sein Abdon. — — Zwanzig Schritt vor mir blieben sie stehen — der Schröck lachte mich freundlich an und der Abdon sah nach mir herüber, auch ganz lieb und mit etwas schiefem Kopf, wie es neugierige Hunde tun — — und dann nickte der Förster mir zu und der Hund wedelte ganz lustig. — — —

Langsam gingen sie weiter — — aber im Gehen wurden sie blasser und wie durchsichtig und dann schwand die Erscheinung wie Heidenrauch. — — — Da wußte ich, daß der Schröck gestorben war. Aber

leicht ward mir ums Herz, wenn ich des freundlichen Gesichtes des Toten gedachte. — Seit der Zeit hab' ich nie mehr etwas verspürt. Freilich — für den Schröck und die Lidwina hab' ich wohl brav Messen lesen lassen, wie es meine Pflicht und Schuldigkeit war. Und ich hoffe, unser Herrgott wird mir in Gnaden vergeben, was ich einst gesündigt habe. — So, Herr, jetzt wissen Sie, warum ich nicht Jäger geblieben bin.

Die Kleinodien des Tormento.

Mit einem heftigen Ruck hielt die Droschke vor einem großen, vornehmen Hause. Der junge Arzt stieg eilig aus und lief am Pförtner vorbei die breite Treppe hinauf. Im ersten Stock, in der halbgeöffneten Wohnungstür, wartete der Diener, der ihn soeben telephonisch aus dem Kaffeehaus gerufen hatte. Auf dem kleinen Messingschild stand der Name: Jerome Kerdac.

Der Diener schloß sofort die Tür hinter dem Eingetretenen, nahm ihm Hut und Mantel ab und schob ihn mit zitternden Händen in ein großes, halbdunkles Zimmer; der Hebel klappte — helles Licht strahlte von einem venetianischen Glaslüster aus.

Dr. Klaar schritt auf das breite Bett zu, in dem der Kranke lag. Im Licht kreiste noch eine dünne Wolke bläulichen Pulverdampfes. Es roch nach versengtem Leinen. Des Doktors Fuß stieß an einen

harten Gegenstand — es war der Revolver, mit dem Kerdac sich angeschossen hatte.

Der Mann im Bett hielt die Augen geschlossen. Sein weißes Gesicht war mager und unbeweglich und er atmete ganz schwach. Der Arzt beugte sich über ihn und hob die emporgezogene Bettdecke. Unter der linken Brust war der Revolver angesetzt worden. Ein rundes, kleines Loch mit dunklen Rändern, ein paar feine Blutspritzer auf dem Hemd neben den verkohlten Stellen, die den Kugelriß im Hemd umgaben, das war alles. Vorsichtig glitt des Arztes Hand über den Rücken des Bewußtlosen. Die Kugel befand sich noch im Körper. Das Herz schien verletzt zu sein. Viel war jedenfalls nicht mehr zu machen.

Dr. Klaar ließ sich noch einmal kurz unterrichten. Der Diener sprach schluckend und stotternd; er hatte sich von seinem Schreck offenbar noch nicht erholt. Sein Herr sei schon seit einiger Zeit hochgradig erregbar und melancholisch gewesen; ohne eigentlich krank zu sein, wollte er oft wochenlang das Bett nicht verlassen, auch habe er Tage hindurch keine Nahrung zu sich genommen. Manchmal hätte er, wie es schien, Fieber gehabt, irre geredet und Schreckbilder gesehen, die

ihn bedrohten. Besonders nachts hätte er häufig laut gestöhnt und aufgeschrien, so daß er, der Diener, mehrmals zu Tode erschrocken ins Zimmer geeilt wäre, um seinem Herrn beizustehen. Der Herr habe ihm aber solches stets sehr barsch untersagt und ein- für allemal verboten, nachts bei ihm einzutreten, wenn nicht geklingelt würde. Heute habe der Herr einen besonders schlimmen Tag gehabt, sehr viel geächzt und gejammert und keinen Bissen gegessen. Um halb sechs Uhr abends hätte er geläutet und ihn mit einem Einkauf beauftragt, für den beiläufig eine Stunde erforderlich war. Er wäre aber mit seiner Arbeit nicht gleich fertig geworden, hätte sich um ungefähr 20 Minuten verspätet, als im Schlafzimmer ein dumpfer Knall erfolgte. Und als er sah, daß sein Herr auf sich geschossen, wäre er augenblicklich zum Telephon gelaufen und hätte ins Café Zentral telephoniert, wo, wie er zufällig wußte, die Herren von der Klinik ihre Zeitung lasen. Das sei vor einer Viertelstunde geschehen.

„Gut," sagte der Doktor, „Sie werden mir Papier und Tinte geben und dann mit dem, was ich aufschreibe, sofort ins Polizeigebäude gehen. Es ist meine Pflicht, gleich die Anzeige zu erstatten."

Im selben Augenblick bemerkte der Arzt, daß Kerdac die Augen weit geöffnet hatte und die Lippen bewegte. Er eilte hin und beugte sich über dem Schwer-atmenden.

„Schicken Sie den Diener in sein Zimmer," flüsterste Kerdac, „ich möchte mit Ihnen sprechen".

Dr. Klaar bat ihn, sich ganz ruhig zu verhalten; er wolle nur etwas aufschreiben und in die Apotheke senden.

„Apotheke — nicht wahr!" stöhnte der Kranke. „Ich habe alles gehört, was gesprochen wurde. Wozu die Polizei? Es wird sehr bald aus sein. Ich möchte Ihnen Wichtiges mitteilen."

Er brach ab und begann auf der Decke zu fingern. Sein Gesicht verfiel rasch und die Nase wurde spitzig.

„Das hippokratische Gesicht" — dachte der Arzt und dann fiel ihm ein, daß es in diesem Falle wohl gleichgültig und ganz und gar seine Sache sei, wenn die Polizei die Meldung um zehn Minuten später erhielt.

Er beschloß, den Willen des Sterbenden zu tun, wies den Diener an, sich in seinem Zimmer bereit zu halten, und setzte sich dicht neben den Kranken, der

dankbar lächelnd die Oberlippe emporzog. Es widerstrebte ihm, den Armen noch mit der Untersuchung zu quälen. Seiner Schätzung nach steckte das Blei im unteren Teil des Herzbeutels. Wie durch ein Wunder vermochte das Organ noch auszuhalten. Mühsam pumpte es noch einige Zeit das Blut durch den Körper — mit immer schwereren Schlägen.

„Greifen Sie unter mein Kopfkissen," murmelte Kerdac. Der Arzt erfüllte seinen Wunsch und zog ein schmales Kästchen aus rotbraunem Marokkoleder hervor. Auf dem durch die Zeit glänzend polierten Deckel war ein Wappen in Reliefpressung: eine geflügelte Schlange mit einem Frauenkopf. Darunter stand in lateinischen Buchstaben A Tormento.

„Sehen Sie alles genau an," sagte Kerdac. „Ich sterbe noch nicht. Mir ist ganz wohl." Seine Lider klappten herunter, so daß der Arzt sich erschrocken vorbeugte. Kerdac lag bewegungslos und atmete regelmäßig, wenn auch sehr schwach.

Dr. Klaar öffnete das Kästchen. Es war mit ehemals weißem, längst gelblich gewordenem Samt gefüttert. In zwölf halbrunden Vertiefungen lagen dünne Steinschliffe, glatt und durchsichtig, darüber,

wie ein Schutzdeckchen, eine Halbmaske aus brüchiger, schwarzer Seide. Die Maske hatte nur eine einzige runde Öffnung an Stelle des rechten Auges und diese war mit einer Art von vorstehendem Rand versehen, als sollte ein kleines Augenglas eingeschoben werden. Ein schmaler Pergamentstreifen, der in der Maske lag, war ebenfalls mit lateinischen Buchstaben bedruckt oder sehr geschickt beschrieben.

Der Doktor blickte fragend auf den Kranken und sah dann wieder den Zettel an, als jener die Augen beharrlich geschlossen hielt. Der Inhalt war ihm vollkommen unverständlich, sowohl die Überschrift als alles andere:

Die wahren Kleinodien des Tormento.

Januarius.—Hyacinth.—Eva.
Februarius.—Amethyst.—Poppäa.
Martius.—Heliotrop.—Salome.
Aprilis.—Saphir.—Selene.
Majus.—Smaragd.—Diana.
† Junius.—Chalcedon.—Nahema. †
Julius.—Carneol.—Astarte.
Augustus.—Onyx.—Semiramis.
September.—Chrysolith.—Lilith.

Oktober. – Aquamarin. — Undine.
November. — Topas. — Roxane.
Dezember. — Chrysopras. — Helena.
Rufe alle, nur Nahema nicht!

Dr. Klaar hat laut gelesen. Wie ein verwehtes Echo klang es von den Lippen des Verwundeten: „— — — nur Nahema nicht —!“

Und dann sah Kerdac mit erstaunten Blicken, wie aus tiefem Schlaf erwacht, den Fremden, der da an seinem Lager saß, an und die wohlbekannten Gegenstände in seinem Zimmer.

„Ich war bewußtlos?“ fragte er mit schwacher Stimme. „Ich fühlte, wie ich versank — — immer weiter ins Schwarze — — —.“

Ein heftiger Schauer überlief seinen Leib. Seine Hand haschte nach der des Arztes.

„Sagen Sie, — Herr Doktor — —, es — ist also keine Rettung — ? Wenn man eine Operation vornähme?“

Dr. Klaar sah unwillkürlich weg und versuchte, den Kranken mit den üblichen, nichtssagenden Reden zu trösten und ihm Mut einzureden. Es war nicht das erstemal, daß er bei einem Selbstmörder dieses

entsetzliche Erwachen mitansah, die jähe Erkenntnis einer unsinnigen, jämmerlichen Tat, die nicht mehr gutzumachen war. — Er dachte an jene arme Näherin, die vor drei Wochen in seinem Spital an Phosphorvergiftung gestorben war, — bis zum Schluß trotz ihres bitteren Lebens, das sie ungeschickt und qualvoll beendigen wollte, mit allen Gedanken auf Genesung hoffend. Und doch hätte dies Gesundwerden nichts anderes für sie bedeutet, als ein Weiterschreiten auf ihrem Leidenswege, doppelt schwer zu ertragen um des kleinen, krüppelhaften und namenlosen Geschöpfes willen, das sie, verlassen wie ein Tier auf der Heide, in ihrer frostigen Dachkammer zur Welt gebracht hatte. — Glücklich die, die sich schnell zu töten wußten, die hinüberschliefen oder die das Ende blitzartig traf, mitten im blühenden Leben, so schnell, daß sie keinen Gedanken mehr denken konnten.

Kerdac hatte Tränen in den Augen, als er die Miene des Arztes sah. Aber er war tapfer genug, sich abzufinden.

„Dann will ich Ihnen alles erzählen," sagte er leise, „Sie allein sollen es wissen".

„Sie sollten nicht viel sprechen," erwiderte

Dr. Klaar und sah unschlüssig auf die Uhr. Er wunderte sich, daß er hier saß, anstatt die vorgeschriebene Anzeige zu erstatten.

„Bitte — bleiben Sie da — — —“

Ein tiefes Stöhnen, dem ein schluchzender Laut folgte, zeigte die krampfartigen Schmerzen Kerdacs an. Er hielt die Hand des Arztes mit hilflosen, schwachen Fingern so fest als möglich umspannt, als fürchtete er, allein und einsam sterben zu müssen und könne ihn so halten. Als er sich ein wenig erholt hatte, begann er hastig zu sprechen; allmählich wurde seine Stimme ruhiger und vernehmlicher, wenn auch so leise, daß der Doktor sein Ohr dem Munde des Schwerverletzten nähern mußte, um ihn vor gefährlicher Anstrengung zu bewahren. Während der ganzen Erzählung hielt Dr. Klaar das seltsame Kästchen in der Hand.

„Niemand wird um mich trauern,“ sagte Kerdac, „ich habe niemanden, der mich liebt. Ich bin seit meinem zehnten Jahr immer allein gewesen, ganz allein. Verstehen Sie, wie traurig das ist? Wissen Sie, was so ein armer, verschüchterter und freudloser Bub leidet? Pah —! Das kann niemand

wissen! — Es ist ja so lange her. — Später, als ich aus dem Institut, in dem ich meine ganze sonnenlose Jugend verbracht hatte, herauskam, schickte man mich auf die Universität. Als ich vierundzwanzig Jahre alt wurde, erhielt ich ein Schreiben der Vormundschaftsbehörde; man gab mir mein Vermögen heraus, das ein alter, griesgrämiger Notar, der sich sonst um sein Mündel nicht gekümmert hatte, verwaltete. Ich nahm diese Tatsache mit jener stumpfen Gleichgültigkeit, mit einer Untätigkeit auf, die mir zur zweiten Natur geworden war. Ich lebte nun besser als früher, hatte eine große, von einem kunstsinnigen Tapezierer ausgestattete Wohnung und vergrub mich in meine Bücher. Bücher kaufen war übrigens der einzige Luxus gewesen, den ich mir bisher gestattet hatte.

Ich interessierte mich, wohl infolge meines einsamen, verinnerlichten Lebens, außerordentlich für seltene, okkultistische Werke. Mit der Zeit sammelte ich eine ziemliche große Anzahl solcher Bücher, vom Agrippa von Nettesheim bis zu modern-spiritistischen Schriften. — Ich befaßte mich voll leidenschaftlichen Eifers mit der Entzifferung und Auslegung unbe-

kannter, orientalischer Handschriften. Nebenbei versuchte ich, praktische Magie zu betreiben. Aber abgesehen von flüchtigen Erlebnissen und ungewöhnlichen Traumbildern, die wohl nur infolge der dabei vorgeschriebenen Räucherungen mit duftenden, zum Teil giftigen Stoffen entstanden, erlebte ich nichts, was mich den Geheimnissen, die ich ergründen wollte, näherbrachte. Einige Menschen, die ich im Laufe der Jahre kennen lernte und die sich im Verborgenen mit ähnlichen Dingen abgaben, behaupteten zwar, mehr als ich erkannt zu haben. Sie glaubten es vielleicht wirklich. Einmal wurde ich mit einem Menschen bekannt gemacht, der im Besitze unerhörter Zauberkräfte sein sollte und sich für einen Orientalen ausgab. Mit unerschütterlicher Geduld lauschten seine Jünger den Phantasien dieses Menschen, der im Grunde nur ein harmloser Schwindler war und sich auf seine Weise kleine Annehmlichkeiten ergatterte. Seine ‚magnetischen Kuren' veranlaßten die Behörde, ihn in sein Heimatsdorf in Bayern abzuschieben. Und so war auch das nichts gewesen. — Bitte, trocknen Sie mir die Stirne, Doktor!"

Der andere betupfte mit einem Tuch vorsichtig

die Stirne Kerdacs, die mit großen Schweißperlen bedeckt war. Vielleicht ließ sich dies arme Leben doch noch etwas verlängern; die Nadel der bereitgehaltenen Pravaz-Spritze drang leicht durch die schlaffe Haut des Unterarmes. Die Einspritzung schien Kerdac wohl zu tun, er atmete tief auf und fuhr etwas lebhafter fort:

„Das habe ich Ihnen erzählt als eine der vielen Enttäuschungen, die ich erlitt. Es war immer dasselbe. In Indien, in Darbhangah, zeigte mir ein Fakir für zehn Rupien das berühmte Wachsen des Mangobaumes. Unter fortgesetzten Beschwörungen entsproßte dem eingepflanzten Samenkern eine hellgrüne, junge Pflanze, die immer höher wuchs, nachdem sie jedesmal mit einem Tuch bedeckt worden war. Schließlich entriß ich dem schreienden Kerl Topf und Pflanze — — der Samenkern war gespalten und mit großer Geschicklichkeit ein abgeschnittener Mangosprößling hineingeklemmt. Im Tuch waren noch vier Stämmchen, eins immer größer als das andere.

Warum ich das erzähle? Um Ihnen zu beweisen, daß ich kein Neuling bin in diesen Dingen und Trug von Wirklichkeit wohl zu unterscheiden vermag. Um

Ihnen begreiflich zu machen, daß das, was mich zu jenem unglückseligen Revolverschuß trieb, mehr war als die Träume eines erregten Gehirns. Es war Wirklichkeit — ach, so schöne Wirklichkeit, und wieder so entsetzlich, daß kein Lebender sich das Maß von Grauen vorstellen kann, das ich durchlebt habe.

Nach den vorhin geschilderten Erlebnissen verbannte ich meine Zauberbücher in die Tiefe eines großen, verschlossenen Schrankes und ging ohne allen Gehirnballast auf Reisen. Es half mir nichts. Mein melancholisches Gemüt wurde nicht heiterer durch den raschen Wechsel der Eindrücke. Es lag ja in mir selbst, daß die Sonne am Mittelmeer anderen fröhlicher und heller strahlte als mir, daß mir die Rosen in Fiesole garstig und beklemmend dufteten, daß das blaue Meer nach Fischen und faulem Tang roch. In meinem Auge mußte ein Fehler sein, mein Gehör hatte gewiß eine häßlich mitklingende Saite. Wie wäre es sonst zu erklären, daß ich an einer schönen Frau nichts anderes sah als ein Fleckchen Ruß, das der Wind an ihre Wange geweht und der Schleier verwischt hatte? Daß ich in einem Beethoven-Konzert die immer wiederkehrenden An-

fangstakte eines Gassenhauers heraushörte? Warum sah ich in einem Stück, das andere Menschen in ihren Seelentiefen erschütterte, nur schmutzige Soffitten und die Runzeln des Schauspielers, der den jugendlichen Liebhaber gab? Ich war es! Ich litt an mir selbst!

Einmal war ich verliebt. Rasend, unsinnig — ich konnte nur in ihrer Nähe leben. Mag dieser Ausdruck leer klingen — er ist trotzdem gut. Diesmal sah ich keine körperlichen Fehler. Aber ich wurde von einer höllischen Eifersucht gepeinigt. Ich wußte, daß ich betrogen würde. Ich wußte zugleich, daß es nicht so war. Verstehen Sie mich? Ich konnte nicht anders — es stieß mich etwas, von der Geliebten schlecht zu denken und ich quälte die einzige Frau, die für mich auf der Welt war, mit meinem beleidigenden Mißtrauen, mit meinem höhnischen Verzicht, bis sie, gekränkt und in ihren zartesten Gefühlen roh verletzt, weinend von mir ging. Und damit war für mich eigentlich alles aus, daran bin ich auch zugrunde gegangen. Ganz gewiß."

Kerdac seufzte tief auf. Eine große Schwäche und ein Muskelzittern, das der Vorbote des nahen

Endes zu sein schien, kam plötzlich über ihn. Aber diesmal ging es noch vorüber und er erzählte weiter:

„Ich kann mich an nichts erinnern, das mir wirkliche Freude gemacht hätte. Ich habe alles versucht und alles hat mich enttäuscht; ich war unzulänglich, der Freude unfähig. Ich gab auch schließlich jeden Versuch, mein Leben zu verschönern, als nutzlos auf und geriet wieder in den alten Zustand vollkommener Gleichgültigkeit. Ich stand auf, wenn ich genug geschlafen hatte, aß, trank und trieb mich zwecklos und gelangweilt auf den Straßen herum.

Eines Abends — ich lebte damals in Paris — saß ich in einem Boulevardcafé und trank ein Glas Bier. Es war ein warmer Regentag im Frühjahr. Die Lichter spiegelten sich in den nassen Steinen. Ströme von Menschen kamen vorüber. Einzelne lösten sich aus der Masse, kamen ins Café, andere, die herausgingen, verschwanden sofort in dem lebenden Strom. Mich unterhielt es fast, diese kleinen Vorgänge, die einem Sinnbild des Lebens glichen, zu beobachten.

Auf einmal bemerkte ich, daß sich jemand an meinen Tisch gesetzt hatte, was mich sehr unruhig

machte. Ich sah den Menschen unfreundlich an. Es war ein armseliger, schlecht gekleideter Jude, mit rötlichem, zerzaustem Bart und unruhig-ängstlichen Augen. Er trank in kleinen Schlucken einen süßen Schnaps und nahm so wenig Platz ein als nur möglich. Als er sah, daß ich ihn bemerkt hatte, machte er eine erschrockene, hastige Verbeugung. Nach einiger Zeit redete er mich in schlechtem Französisch an, mit dem singenden Ton seiner Rasse. Er sprach sehr verlegen und stockend und ich merkte bald, wo er hinaus wollte. Erst heute war er, wie er sagte, in Paris angekommen, mit seiner Frau und drei kleinen Kindern, von denen eines sehr krank sei. Er wolle sich hier eine Stätte gründen, sei aber heute den ganzen Tag vergeblich herumgelaufen und könne vor Hunger und Müdigkeit nicht mehr stehen. Seine Frau wartete auf ihn, irgendwo weit draußen. Und er habe keinen Sou mehr in der Tasche, um den Kindern Brot zu kaufen. Ich sah ihn ärgerlich an, zuerst an einen jener zahllosen, unverschämten Bettler denkend, die von irgend einer trübseligen, eingelernten Rede viel besser leben als mancher braver Arbeiter. Aber seine Augen waren mit so heißer, verzweifelter Bitte

auf mich gerichtet und hafteten mit so banger Erwartung an meinem Gesicht, daß ich ihm, meiner Absicht entgegen, ein Fünffrankenstück zuschob. Er brach in eine Flut von Danksagungen und in laute Segenswünsche aus, so daß er mir im höchsten Grade lästig erschien. Als er mich gar noch fragte, ob ich ihm nicht etwas abkaufen wolle, sagte ich in barschem Tone, er solle sich fortmachen. Aber er blieb ganz ruhig sitzen und nahm das Kästchen, das Sie, Herr Doktor, in Ihrer Hand halten, aus der Tasche und reichte es mir. Es sei von einem vornehmen Herrn aus Wien, der sich erschossen und aus dessen Nachlaß er es erstanden habe. Eine große Seltenheit müsse es sein und sehr alt. Er habe seinen Rabbi gefragt, was es sei, der habe ihm aber sehr streng befohlen, das alles zu verbrennen und es unter keinen Umständen zu verkaufen. Das wäre aber doch schade und er sei ein armer Mensch. Ob ich zwanzig Franken geben würde?

Widerwillig öffnete ich das Ding, sah den rätselhaften Inhalt an und kaufte es sofort. Seit langer Zeit hatte mich nichts mehr erregt oder gewundert — dieses Kästchen mit der Maske und dem Pergament-

streifen wirkte auf mich wie ein kühler Trunk auf den Verschmachtenden. Ich steckte es sofort zu mir.

Der Jude nickte mir noch dankbar zu und sagte Segenswünsche vor sich hin. Er verschwand ebenso, wie er gekommen war. Ich sah einen Augenblick fort und als ich mich wieder dem Tische zukehrte, war er verschwunden; das Goldstück hatte er im letzten Augenblick nicht zu nehmen gewagt; es lag dicht bei meinem Arm. Er hatte offenbar einen kurzen, schweren Kampf mit sich selbst gekämpft. Das tat mir recht leid. Ich hätte dem armen Kerl das Geld gerne geschenkt. Ich habe ihn nie mehr in meinem Leben gesehen.

So eilig als möglich fuhr ich nach Hause. Ich hatte eine sehr hübsche Wohnung in der Nähe der Madelaine. Durch den Diener ließ ich mir ein kaltes Nachtmahl holen und blieb zu Hause. Nach dem Essen betrachtete ich das Kästchen und seinen Inhalt aufs genaueste. Vergebens aber suchte ich in meinen Büchern nach einem bekannteren Magier namens Tormento, dessen ‚wahre Kleinodien' vor mir lagen."

Ein neuerlicher Anfall ließ Kerdac verstummen. Erst nach langen Minuten, die der Arzt, in bestän-

diger Erwartung des Endes, in einer ihm unbegreiflichen Erregtheit durchlebte, öffnete jener wieder die farblosen Lippen, um zu sprechen.

„Ich muß mich eilen," stammelte er. „Es geht jetzt rasch abwärts. — — Ich sprach von dem ersten Abend? — Nun — ich habe das Geheimnis erst nach Wochen, nach einer Zeit quälenden Suchens und Grübelns gefunden. — Es war an einem Septemberabend, als ich wieder einmal die Maske vornahm und den Monatsstein, also den Chrysolith, in die runde Öffnung schob. Ich hatte den Versuch schon hundertmal gemacht. — Wie sonst, so starrte ich auch heute durch das Plättchen gegen das Licht. Im Gegensatz zu anderen Versuchen beschloß ich diesmal zu warten, bis irgend etwas sich zeigen würde, und war bereit, die ganze Nacht auszuharren. — — — Wie lange es dauerte, weiß ich nicht mehr. Sehr lange jedenfalls. Später ging es viel rascher. — Ich sah also stundenlang durch den gelben Stein — wie gebannt. Und plötzlich, ganz von selbst, möchte ich sagen, rief ich den Namen Lilith unzähligemal aus.

Auf einmal war es mir, als bilde sich im Mittel-

punkt des durchsichtigen Scheibchens etwas wie eine kleine Wolke. Doch nein — — jetzt schien es außerhalb zu liegen, in der Ecke des Zimmers. Mein Denkvermögen begann einzuschlafen — — ich sah nur unverwandt die gelbe Wolke an, wie sie wuchs und wuchs und wie es sich in ihr regte. Ich saß wie gelähmt. — — Immer deutlicher sah ich die Gestalt einer Frau — einer nackten Frau mit langen Haaren. Dann verlor ich wohl die Besinnung, denn als ich mit dem Gefühl des Erwachens die Hände wieder bewegte, war die Erscheinung verschwunden.

Ich dachte zuerst an eine lebhafte Halluzination, die durch Selbsthypnose, durch die systematische Überreizung des Sehnerven nur zu erklärlich schien. Ich ging dann aus; den ganzen Abend, selbst im Theater — — in einem blödsinnigen Vaudeville tauchte immer wieder das Wort, der Name Lilith in mir auf. Ich erinnere mich, daß ich verschiedenes darüber gelesen hatte. — — Eine Teufelin — Adams erste Frau — — — der Succubus des Mittelalters.

Ich war schrecklich müde und ging früh nach Hause. Als ich im Bett lag, schlief ich fast augenblicklich ein. Und ich erwachte fast ebenso schnell —

— durch die Berührung eines Körpers, der mir nahe war. Eine Frau war in meinem Zimmer — schön wie ein Traumbild — in langes, goldenes Haar gehüllt, das knisternd über ihre Schultern floß. Blaue Fünkchen sprangen durch das Goldgespinst.

Und das Seltsame war, daß ich weder Staunen noch Schreck fühlte. Ich fand es selbstverständlich, daß sie gekommen war. Ich wußte, daß dieser schlanke, biegsame Leib der meiner Geliebten, der Teufelin Lilith, war. Ach — — ich hatte sie ja schon gekannt! Ich sah sie gewiß nicht zum ersten Male. Ich kannte die süßen Lippen, diese hellblauen Augen mit den winzigen Pupillen, die geschlitzt waren wie die der Katzen. Und ich suchte nach dem Blutströpfchen, das sie wie einen Rubin auf der Unterlippe trug. Ich wußte, daß es immer auf ihrem blaßroten Munde zitterte. — Auch dieses gelbliche, dämmernde Licht, das mich mein Zimmer erkennen ließ, erschien mir als etwas längst Gewohntes.

Ich dachte aber das alles nicht — — ich fühlte nur — ich fühlte alles — — unaussprechlich deutlich und doch mit Worten nicht auszudrücken. So wie man Musik denkt — oder Farben — — ich weiß

es nicht zu sagen. Nur Wortgedanken, Begriffe waren mir in dieser und anderen Nächten, etwas Fremdes, Plumpkörperliches, das mich sofort aus ihren Armen gerissen hätte.

Stellen Sie sich vor, Sie könnten Töne, Harmonien mit allen Sinnen wahrnehmen, — — fühlen, riechen, sehen — —. Doch nein! Ich kann Ihnen das nicht sagen — —. Es war die Seligkeit. Ich löste mich in eine purpurdunkle Flamme auf — — ich verging in Wonnen, die keiner ahnt —. Ich drehte mich in betörenden Lichtwirbeln, — körperlos und doch mit den Sinnen fühlend —. Ich wurde eins mit der Frau —, ein einziges, göttergleiches Wesen — —.

— — — Als mich mein Diener mit sanftem Rütteln weckte, war es hoher Mittag. Ich stand taumelnd auf —, betäubt, müde und vernichtet. An meinem Halse war ein dunkles Mal — — das zerdrückte Kissen trug einen leuchtenden Fleckchen. Es war Blut — Liliths Abschiedskuß —!

An dem Tag ging ich nicht unter Menschen. Ich wollte niemanden sehen. Das Licht verging wieder, — der Abend kam. Ich lag wieder im Bett

und erwartete die Geliebte, als sich meine brennenden Lider senkten. Aber ich schlief die ganze Nacht, traumlos und fest. Sie kam nicht zu mir, — weil ich sie nicht gerufen hatte.

Von nun an lebte ich des Nachts und trug den Tag mit seinem Lärm und allen seinen hellbeleuchteten Häßlichkeiten wie einen Alp. Nachts war ich ein König — nichts auf Erden glich meiner Herrlichkeit und ich achtete wenig auf den elenden Leib, der fiebernd und blutarm den Flug des Geistes büßte. Ich betrachtete meinen Körper als eine wertlose Maschine, die eben so lang in Gang bleiben mußte, als es möglich war. Kaum, daß ich das nötigste an Nahrung zu mir nahm.

O, diese Nächte, mein Freund! Alle kamen sie in ihren Monaten, von mir gerufen. Eva, die Mutter der Menschheit, in Jugendschöne, die schlanken Glieder mit seidenweichem Flaum bedeckt, ein Kinderlächeln um den unschuldigen Mund. Astarte, die dunkelbraune Göttin mit den glühenden Augen, im Goldgewand und schwerem, kühlem Schmuck. Selene, blaß und süß in blau-silberner Tunika, Roxane mit dem Duft nach Ambra und gelben Rosen. Mit der

blonden Poppäa wandelte ich durch schimmernde Säulengänge. Ihr violetter Mantel raschelte leise und ich küßte ihr weißes Gesicht. Diana, geschmeidig und sonnverbrannt, erwartete mich unter den Korkeichen der Pyrenäen und mit der silberbehelmten Semiramis stand ich in der betäubenden Blütenpracht ihrer Gärten. Undine umschlang mich mit dünnen Mädchenarmen und schüttelte lachend blitzende Tropfen aus den grünen Haaren. Zum dumpfen Dröhnen der Handpauken, bei gellendem Pfeifenklang und Harfenrauschen tanzte Salome jenen Tanz, der einst Herodes berückte; ihre dunkelgrünen Schleier waren mit dem Blut des Täufers besprengt. O — noch höre ich Helenas leises, berückendes Lachen und sehe den breiten Erzgürtel, der klirrend von den schmalen Hüften fällt — —.

Ach — — über meine verlorene Seligkeit! — Endlich tat ich das, was verboten war. Es setzte sich in mir fest und wurde zur quälenden Idee. Nahema! — Ich kämpfte und litt. Und ich unterlag. Am ersten Tage des Juni — —.

Ich rief sie — —. Sie war die schönste von allen und trug einen weiten Mantel, grau und

fein wie die Flügel der Fledermaus. — Neben ihr erschien alles wesenlos, — Schmerz und Wonne verloren ihre Grenzen — — — jeder Nerv schien für sich zu leben, alles Fühlbare zu ungeheurer Gewalt anzuwachsen. Ich weinte vor Glück und wartete auf die Nacht, ich lebte erst, wenn die Dämmerung kam, die die Farbe ihres Mantels trug. Und sie kam Nacht für Nacht. Die anderen Steine hatten für mich ihre Kraft verloren — — —.

Dann kam das Grauen. Sie trug es in ihrem Mantel —. Ihr holder Leib begann sich zu verändern — — jede Nacht erschien sie mir älter. Falten zeigten sich auf ihrer Stirn — — ihre Augen umgaben mißfarbige Schatten — —. Eine Nacht schien von der anderm durch Jahre getrennt zu sein — —.

Zuletzt — — war sie eine Lemure mit schlaffer, pergamentner Haut und zahnlosem Munde — —. Sie peinigte mich mit abscheulichen Liebkosungen — sie kam jede Nacht — — und sie sagte mir, — — daß ich sterben müsse, damit sie sich verjünge — —. Ich müsse mich töten. Sie sagte es fortwährend. Sie flüsterte es mir auch bei Tag in die Ohren.

Auch der in Wien mußte gehorchen — —. Und Tormento, — das heißt: — — Die — — Qual — —."

Der Kranke stieß plötzlich einen schrillen Schrei aus und öffnete weit die Augen. Sein Unterkiefer fiel auf die Brust — —.

Dr. Klaar beugte sich erschrocken zu ihm. — Jerome Kerdac war tot. — Aus der Schußwunde sickerte ein wenig schwarzes Blut —. Der Arzt rief den Diener und ging mit unsicheren Schritten die Treppe hinunter. Das Kästchen trug er bei sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun saß er schon über vier Stunden und schaute durch die Maske. Grünbläulich leuchtete vor seinem schmerzenden Auge der dünne Aquamarinschliff — —. Es war totenstill im Zimmer. Den Namen hatte er gesprochen, auch die Bildung eines Wölkchens gesehen — — —, aber immer wieder hatte ihn sein beobachtender Verstand geweckt. Lieber Gott, — das war ja Blödsinn! Ärgerlich riß er die Maske ab und rieb das gereizte Auge.

Es war überhaupt einer von jenen Abenden, an denen eine wilde Schwermut, ein bleiernes Gefühl verlorener Zeit das Herz das Einsamen be-

fällt. Einer jener Tage, da die totgeglaubten Wünsche und verdorrten Hoffnungen Macht über uns gewinnen. Und in betrübender Reihenfolge tauchen Gedanken und Vorstellungen auf, die wir längst überwunden glaubten.

— — Dr. Klaar ging verdrossen aus dem schlechten Gasthaus, in dem die jungen Ärzte speisten, nach Hause. Sein Zimmer mit der schwelenden Lampe, den ripsbezogenen Möbeln und dem häßlichen, längst erkalteten Ofen brachte ihn fast zum Weinen. Dann faßte er sich so weit, daß er seine Verstimmung auf die nervenerschütternden Vorgänge des Nachmittags zurückführen konnte. Und dadurch wurde er etwas ruhiger.

— — — — — — — — — — — — — — —

Schon zum zweiten Male war er aufgefahren. — Etwas Nasses oder Kaltes hatte sein Gesicht berührt und es war ihm, als schwinde ein zarter Schatten von seinem Bett, in das Dunkel der Ecken sich auflösend. — Er rieb sich die Augen und betrachtete blinzelnd die ruhig brennende Flamme des Nachtlichtes. — Dann schlief er wieder ein.

Nach wenigen Minuten erschrak er so heftig,

daß er noch im Halbschlaf aus dem Bette sprang. Etwas huschte vor ihm her — — eine fast durchsichtige Mädchengestalt — — und war auch schon verschwunden. — — Auf dem Läufer vor dem Bett waren zwei nasse, längliche Flecken — — — auf dem Boden die feuchten Spuren kleiner, schmaler Füße. — — —

— — — Dr. Klaar schrie auf wie ein erschrecktes Tier — — —. Das Wasser verdunstete schnell — — — der Boden sah aus wie vorher. Und der Arzt stand noch immer an seinem Bett und lallte vor sich hin — — —.

Und dann schrie er wieder auf: „Undine —! — Das ist ja Wahnsinn —! Ich werde wahnsinnig —!“

Bebend riß er das Fenster auf. Eisige Herbstluft wehte ihm entgegen —. Er schauerte zusammen — —. Jäh griff er sich mit beiden Händen an den Kopf — —. Dann sprang er aus seiner kauernden Stellung auf, riß wie ein Rasender das Kästchen an sich und warf die Steine heraus; einen nach dem anderen schleuderte er in die Finsternis — — tief unten auf dem Pflaster zersplitterten die spröden

Plättchen — —. Pergament und Maske hielt er über das flackernde Licht, — er fühlte es nicht, als die Flamme bis zu seinen Fingern loderte.

Und fröstelnd saß er auf einem harten Holzstuhl inmitten des Zimmers, in Todesangst den Morgen erwartend, der mit seinem klargrauen Licht langsam, langsam über die Dächer heraufkroch.

Bills schwarze Ostern.

Bill lauschte den seltsamen Tönen, die von oben kamen. Es waren sicherlich Zugvögel, die ruhend auf dem Dachfirst saßen und nach den Genossen riefen. Der Wind trug die melancholischen Flötenpfiffe ihrer Stimmen mit sich, klapperte in den Dachziegeln und sandte eisige Zugluft in die Ecke, in der Bill frierend und hungrig saß, auf einem fremden, stockfinsteren Dachboden. Er dachte daran, daß es ihm vor langer Zeit in bezug auf Hunger und Kälte auch nicht besser gegangen war. Das war damals, als er noch den ehrlichen Namen Wilhelm führte und als Jüngster auf Fischer Andresens Kutter Köder auf die Haken steckte und Kabeljauköpfe abschnitt mit Händen, die vom Salzwasser zerfressen waren. Er dachte auch daran, daß ihm einmal in einer Sturmnacht seine ertrunkenen Brüder Klas und Hinrich mit grünleuchtenden Augen und triefend nassem Haar erschienen waren, so daß

er vor Angst die Maaten aus dem Schlaf schrie. Aber die Prügel, die er bei dieser und bei anderen Gelegenheiten von ihnen bekam, schmerzten lange nicht so wie das erstickte Schluchzen seiner Mutter, in den Nächten, wenn er an Land schlief. Sie weinte vor Kummer, daß sie nun auch den kleinen Wilhelm auf das Meer schicken mußte, auf dessen Grund sein Vater und seine zwei Brüder lagen. Vielleicht wußte sie, daß sie selbst bald sterben würde. Manchmal sang sie auch ein trauriges Friesenlied:

Ich habe sie nicht auf die Schule gebracht,
Ich habe nicht einmal über sie gelacht,
Sie gingen nicht spielen auf die Straße.
Ich habe sie auf die wilde See gesandt,
Ihren liebsten Vater zu suchen.

Dieses Lied war so ziemlich alles, was Bill sich genau gemerkt hatte. Er war längst ein Engländer geworden; von einem leichten, nervösen Augenzwinkern her nannte man ihn „Twinkle-Billie". Aber das hinderte ihn nicht, der beste Geldschrankknacker in London zu sein. Seine Hände waren weiß und fein, und er kleidete sich wie jeder Gentleman bis zu dem Tage, an dem ... Nun es würde zu lange

dauern, alles zu erzählen und zu berichten, was der Staatsanwalt und was der Verteidiger gesagt hatten. Bill war einmal ins Pech geraten, das war alles, und das war der Grund, warum er heute ohne einen Heller Geld, abgerissen und hungrig auf dem zugigen Dachboden eines fremden Hauses saß, grimmig entschlossen und gefährlich. Sein sonst gutes Herz war von Bitterkeit erfüllt, und er bewegte den Kopf hin und her wie ein Wolf zur Winterszeit, der durch vereiste und leere Wälder taumelt. In seinem Magen war schmerzende Glut und seine Zunge lag trocken im Mund.

Er stand auf und ließ seine Gelenke krachen. Ganz steif war er geworden. Durch ein Dachfenster sah er den Mond in milchigem Dunst schwimmen. Eine Glocke schlug dumpf und bebend die Stunde. Von der Straße klang der Schritt eines einsamen Fußgängers herauf und dann das knisternde Rollen und der Hupenruf eines Kraftwagens. Dann lag die Straße ruhig, und Bill fand, daß es nun Zeit sei. Er zog die schlechten Schuhe aus, ging so sicher und rasch wie eine Katze bis zur Eisentür, stieg die Treppen zweier Stockwerke hinab und stand lauschend

vor der Tür einer Wohnung. Er wußte genau Bescheid. Zwei kleine Kinder schliefen hier, eine Köchin und die alte Kindsfrau. Die Eltern waren verreist und kamen erst morgen. Genaues „Ausbaldowern“ gehörte zu Bills Geschäftsgrundsätzen. Nur ein einzigesmal hatte ihn ein kleiner Irrtum in die Falle gelockt, eben das letztemal. Da war alles verloren gegangen: seine kostbaren Präzisionswerkzeuge aus Birminghamer Stahl, sein Berliner Knallgasgebläse, vor dem Panzerplatten schmolzen wie Wachs, sein ganzes Geld und viele Monate der Freiheit. Nun hieß es mit einem ganz gemeinen Einschleicherdiebstahl wieder anfangen. So ging es ihm, dem Künstler Twinkle-Billie, ihm, der mit Guy Gaillard und mit Papakosta gearbeitet, ihm, der nach dem berühmten Coup bei Shipman, Smith and Sons einer kleinen Bettlerin, die mit frostblauen Fingern Zündhölzer zum Kauf anbot, zehn Pfund aus der Westentasche geschenkt hatte. Aber Hochmut war jetzt nicht am Platze. Die paar hundert Kronen, die zur Reise nach London und für die erste Zeit dort nötig waren, fanden sich hier wohl und das genügte.

Das ganze Haus lag in tiefem Schlaf. Niemand

hörte das leise Knirschen, mit dem Bills scharfes Messer die Türfüllung durchschnitt. Das war bald geschehen, und er kroch durch die viereckige Öffnung, setzte die dünne Holzplatte geschickt wieder ein und knipste an seiner elektrischen Taschenlaterne. Ja, das war das richtige Vorzimmer. Der Kohlenmann, den Bill im Branntweinladen nebenan gestern bewirtet hatte, mit den letzten Hellern natürlich, und der ihm dafür lachend erlaubte, den Kohlensack zur hübschen Köchin hinaufzutragen, die Köchin selbst, die mit dem neuen Kohlenträger äugelte und ihm, arglos plaudernd, alles Wissenswerte mitteilte — die beiden waren unbewußte, aber sehr brauchbare Helfershelfer gewesen. Die Tür zum Herrenzimmer war mit einem guten Schloß versperrt, an dem mit gewöhnlichen Sperrhaken nichts zu machen war. Infolgedessen hieß es, durch die Küche, das Schlafzimmer der Kinder, am offenen Alkoven der Kindsfrau vorüber ins Zimmer des Hausherrn zu kommen, um dort zu arbeiten.

Der Lichtkreis der beleuchteten Linse fiel zitternd auf die Gegenstände des Vorraumes, auf Schirmständer und Bilder. Hinter dieser Tür da schlief

die hübsche Köchin. Allzugefährlich war das Unternehmen nicht. Wenn eine von den Weibsbildern aufwachte, dann freilich. . . . „Jeder von uns muß einmal im Leben rot machen!“ hatte einmal ein Freund und Kollege Bills gesagt. Das Messer, das Türfüllungen schnitt wie Papier, war ein Helfer, der wenig Lärm machte, wenn er sich einen Weg ins warme Leben suchte. . . .

Behutsam klinkte Bill die Küchentür auf. Aus dem Wasserleitungshahn fiel glucksend ein Tropfen und wieder einer. Mit zwei Schritten stand der Einbrecher an der Schwelle des Kinderschlafzimmers, und auch diese Tür öffnete sich ohne Lärm. Man mußte nur rasch, mit einem jähen Ruck anziehen, dann gab es kein Knarren. In dem weißen Zimmer brannte eine Nachtlampe ziemlich hell. In den nebeneinanderstehenden Betten lagen zwei blonde Kinderköpfe auf den Kissen. Der flackernde Schein der Flamme spielte auf den runden Wangen der schlafenden Kleinen, auf den offenen Mäulchen und im zausigen Goldhaar. Der eine der Buben hatte seinen nackten Arm durch das Gitter gesteckt, das sein Bett schützend umgab, und hielt die Hand ge-

öffnet, als erwarte er ein Geschenk. Bill blieb stehen und sah sich die Kinder an. Sie waren so hübsch, und irgend etwas tat ihm ganz tief im Herzen weh, aber er wußte nicht, was es war. Er schnitt eine Grimasse und schlich weiter. Beinahe wäre er über etwas auf dem Boden gestolpert und hingefallen. Mit einem dumpfen Fluch bückte er sich und sah im schwachen Licht einen braunsamtenen Teddybären, der wie eine Schildwache bei zwei leeren Nestern aus Stroh saß, und dabei fiel es Bill auf einmal ein, daß es ja Osterzeit sei. Die Kinder hatten nach alter Sitte diese Nester aufgestellt, damit der Osterhase einen Platz für seine Zucker- und Schokoladeeier finden könne.

Obwohl Bill so ziemlich alles vergessen hatte, erinnerte er sich doch noch an die Zeit, da Klas und Hinrich noch lebten und er selbst auf allen vieren kroch. Die Mutter verstand es, Eier wunderschön zu färben, rot, gelb und blau, und die Kinder suchten danach und jubelten, wenn sie eines von den Verstecken fanden. Aber die Buben wurden groß und die Mutter alt, und eines Tages hatte die grüne Nordsee die beiden Söhne mit allen anderen, die

auf der „Maria Jürgens“ fuhren, geschluckt. Dann nahm das Leben den kleinen Willi in die Arbeit mit Hieben und Tritten, mit Pein und Erniedrigung aller Art, und schmiedete ihn solange, bis er nichts mehr fühlte und hart wurde wie Stein. Twinkle-Billie, der Geldschrankknacker, zuckte höhnisch die Achseln über seine Jugend und schüttelte mit einem Ruck alle Erinnerungen ab. Im nächsten Augenblick stand er im Herrenzimmer, und der runde Schein der Taschenlampe kletterte an den Wänden herum, huschte über die Bücherrücken auf den Gestellen, verweilte eine Sekunde auf dem Lichtbilde zweier kleiner Buben und blieb endlich auf dem blanken Schildchen des Schlüsselloches haften, das den Zugang zur mittleren Lade des großen Schreibtisches bildete. Mit einem leichten Knacks drehte sich der Sperrhaken im Schloß, der Federhebel schnappte — ein sanfter Zug, und die Schublade stand offen. Hastig wühlte Bill in den Papieren, las und suchte, öffnete Ledertaschen und Umschläge, und sein Gesicht wurde immer länger. Er hatte in wenigen Augenblicken Klarheit gewonnen. Aus den Papieren, die hier lagen, konnte man leicht erkennen, daß es dem Herrn

dieser Wohnung, dem Vater der zwei kleinen Buben im Nebenzimmer, oft genug recht knapp zusammenging und daß er sicherlich sein bißchen Bargeld mit auf die Reise genommen hatte. Bill mußte lächeln; die Pechserie, in der er sich befand, war also noch immer nicht zu Ende. Nichts zu machen! Vorsichtshalber öffnete er die anderen vier Laden, eine nach der anderen; aber außer vergilbten Photographien, Briefen, einem verblaßten Studentenband und anderen wertlosen Dingen fand er nichts, gar nichts. Einen kleinen Goldring mit einem Türkis und zwei silberne Trinkbecher, die offenbar den Kindern gehörten, ließ er liegen. Als er aber die letzte Schublade hoffnungslos und oberflächlich durchsuchte, gab es ein metallisches Klingen, und mit raschem Griff förderte er ein sehr schweres Kästchen aus japanischem Lackholz zutage. Der Schlüssel steckte in dem herzförmigen Schlößchen, und als der Klappdeckel zurückfiel, ging ein Beben freudiger Überraschung durch den mageren Körper Bills. Heller goldener Schein blitzte im Strahl der Taschenlampe. Da waren Goldstücke aller möglichen Herkunft gesammelt worden, und oben darauf lag ein Zettel, auf dem stand: „Das hat euer Papa für

euch gespart.“ Sonst nichts. Na, Gott sei Dank! So war das Warten auf dem kalten Dachboden und die ganze Plage doch nicht umsonst gewesen. Und weil es in einem ging, nahm Bill auch einen goldenen Schiebebleistift mit, der auf dem Schreibtisch lag — „zum Andenken“.

Aber im nächsten Moment erschrak er bis in die Knochen, und sein kurzgeschnittenes Haar sträubte sich. Im Nebenzimmer klangen Stimmen. . . . Die Kinder waren erwacht und sprachen. Der Einbrecher faßte sich schnell. Groß war die Gefahr nicht. Kam die alte Kinderfrau, nun, dann mußte sie rasch beschwichtigt werden. Twinkle-Billie sah sich um. Da lag ein Briefbeschwerer, eine runde Achatdruse, schwer und hart. Ein Hieb damit genügte wohl, um die alte Person stumm zu machen, ohne sie gerade zu töten. Er steckte das Kästchen in die Tasche, nachdem er es mit dem schmutzigen Sacktuch fest umwickelt hatte, nahm den Stein in die Hand und kroch geräuschlos auf allen vieren ins Nebenzimmer, entschlossen und eiskalt.

„Jetzt habe ich ihn gesehen!“ hörte er eine aufgeregte Kinderstimme flüstern.

Er blickte aus den Augenwinkeln hin, ohne den Kopf zu bewegen, und sah die beiden kleinen Buben aufrecht in ihren Betten sitzen. Der Jüngere rieb sich verschlafen die Augen, und der andere sah gespannt, sich mit den Händchen am Bettgitter haltend, in den tiefen Schatten hinter der halboffenen Tür, in dem Bill kauerte.

„Wo ist der Osterhase?“ fragte weinerlich der Kleinere.

„Jetzt seh' ich ihn nicht mehr!“ wisperte sein Bruder. „Er ist fortgelaufen.“

„Siehst du, jetzt hast du ihn verscheucht. . . .“

„Aber nein, er kommt schon wieder. Wir waren ja die ganze Woche brav. Wenn wir wieder schlafen, ist er gewiß nicht böse auf uns.“

Die Kinder legten sich wieder nieder und blieben still. Bill zitterte so stark, daß er nicht weiter konnte. Es war ihm schlecht zumute, und sein Herz schlug wie ein Hammer. Gerade vor ihm saß der Teddybär und sah ihm mit den blanken Kugelaugen streng und richtend ins Gesicht. Und auf einmal kam eine zitternde, alte Stimme, wie aus fernem Land. . . . Wie auf Flügeln kam sie — aus den Dünen an

der See, aus dem eingefriedeten Platz mit den Holzkreuzen. . . . „Mein lieber Junge," sagte sie. Ach, verdammt! Nun rann ihm etwas über die Wange und fiel heiß auf die Hand, die den kühlen Stein umschloß. Es war gewiß ein häßlicher Fluch, den er da vor sich hinmurmelte im Schatten. Dann aber tat er etwas ganz Närrisches, öffnete das Kästchen mit den Goldstücken, kratzte ein wenig mit dem gestohlenen Krayon auf dem Zettel, der obenauf lag, und legte alles, Kästchen, Zettel und Stift, in eines der beiden Nester, die der Plüschbär bewachte, kroch bis zur Tür, glitt am Alkoven, in dem die Alte schlief, vorüber, kam ohne Geräusch durch die Küche und durch die ausgeschnittene Tür und verschwand. Wie er die Haustür von innen öffnete und wohin er ging, ist sein Geheimnis.

So blieben nur die Kinder im Zimmer und die Träume, die um ihre blonden Köpfe spielten, und der treue Teddybär, der ihren Schlaf und ihr Eigentum bewachte. Er blickte neugierig auf den Zettel, den Bill auf den Deckel des Kästchens gelegt hatte, und wenn er hätte lesen können, hätte er sich gewiß über den ungelenken Satz gewundert, der

unter die Schrift des Vaters gekritzelt worden war:

„Liebe Kindren! Bete vor die poor Billie!“

— — — — — — — — — — —

Zur Schande Bills muß nachgetragen werden, daß er sich am nächsten Tage, ohne durch Weichmütigkeit gestört zu werden, anderweitig die Mittel beschaffte, um nach London zu reisen; ferner, daß er dort am zweiten Abend nach seiner Ankunft unmenschlich viel Whisky trank und mit einigen Gentlemen, die Berufskollegen waren, großartige Pläne, wie zum Beispiel den nachher berühmt gewordenen Einbruch in der Australischen Bank, ausheckte. Aber sei dem wie ihm wolle. Seit jener Nacht blieb ein kleiner, wärmender Funken in seinem Herzen, eine winzige Erinnerung, die in seiner armen und verkommenen Seele wie ein Diamant blitzte und ihn wunderbar erfreute. Einmal träumte er sogar, er stünde vor der Himmelstür und man wollte ihn nicht einlassen. Da sah ein ganz kleiner, blonder Engel in einem langen, weißen Hemdchen durch die Spalte des goldenen Tores, schlüpfte rasch heraus, faßte ihn an der Hand und rief mit heller Stimme: „Macht

auf für den Osterhasen Billie!“ Und da brauste himmlische Musik, und ganz von selbst ging die große, schwere Himmelstür auf, hinter der in funkelndem Glanz der liebe Gott stand und eine kleine, alte Frau, die weinte, obwohl sie doch mitten in den ewigen Freuden war.

Der rauchende Stein.

Im kurzen, gelbgewordenen Berggras liegend, erwachte ich, schauernd im kühlen Hauch, der dem Jochwind voranging. — Perlmutterglanz lag im Westen und leichter Frühherbstnebel begann sich zu heben aus schieferblauen Schluchten und über dunkeln Wäldern.

Ich sah noch einmal hinauf gegen den „rauchenden Stein", unter dessen wilden, zerrissenen Hängen ich geruht hatte, und stieg abwärts nach St. Georgen im Gstättental. — Ein Bussard, der von einer dürren, blitzgetroffenen Fichte abstrich, stieg in weitem Kreise mit hellem Schrei, da ich die klingende Spitze des Bergstockes ins Geröll setzte.

Als ich endlich ins Tal kam und neben der brausenden Ache den Lichtern des Dorfes zuschritt, quälte mich unaufhörlich der Name des Berges. Und was immer ich dachte, stets drängte sich die

Vorstellung einer dünnen Rauchsäule in die Erinnerungsbilder, die blau und kerzengerade in den Morgenhimmel stieg — von dem zackigen Kopf des Berges sich erhebend. Es mochte wohl eine Ermüdungserscheinung sein, daß ich immerfort dasselbe Bild sah, denn ich war sehr erschöpft; seit vielen Jahren lebte ich fern der Heimat und war ganz und gar ungewohnt der stundenlangen, anstrengenden Bewegung in der scharfen Gebirgsluft. Und ich war recht froh, daß ich schließlich im getäfelten Extrazimmer der „Goldenen Traube" auf harter Bank saß und die Beine unter den Tisch strecken konnte.

Sebastian Niedermoser, der Wirt, betrachtete nach altem Brauch den Fremden als lebende Zeitung, und setzte sich zu mir; er hatte mir eigenhändig Roten vom Kalterer See gebracht. Die schweigenden Trinker an den Nebentischen hörten uns zu.

Nachdem ich genügend Rede und Antwort gestanden, tauchte jene Vorstellung wieder in mir auf und ich fragte nach der Ursache des seltsamen Bergnamens.

Das wisse man nicht, erwiderte Niedermoser.

„Wissen tät man's schon," murmelte ein alter

Bauer mit scharfer Hakennase und straffem Schwarzhaar, „aber sagen nit“.

Ich wiederholte meine Frage noch einmal. Der Wirt trank aus dem dargebotenen Glase und meinte lächelnd, es gäbe da so allerhand Geschichten. Genaues könne niemand sagen. Der Berg habe immer so geheißen, seit die alten Leute sich erinnern können. Weiter sei da nichts zu erzählen.

Während er sprach, hafteten meine Blicke auf den schwachen Hirschgeweihen und verstaubten Gamskrickeln, die unter dem Christus hingen. Die waren gewiß auch schon alt, denn die Jagd im Gstättental war längst dahin. — Sie gehörte von jeher der Gemeinde, und Bauern sind keine Heger.

Plötzlich erschrak ich fast vor Überraschung. Mitten unter den bekannten Trophäen hing ein seltsames, lichtes Gehörn; ich ging ohneweiters hin, hob es aus dem Haken, der das Holzbrettchen hielt, und betrachtete es genau — —; ich glaube, meine Hände zitterten vor Aufregung.

Es war ganz gewöhnlich auf einem wurmstichigen Eichenbrett befestigt wie die anderen Beutestücke bäuerlicher Jäger. Ein kreisrundes Stück Schädel-

knochen, ziemlich groß, mit einem dichten Pelz oder Fell weißlichgelber, langer Haare bedeckt, aus denen sich zwei stumpfe, kurze Hörner in leichter Rückwärtsbiegung erhoben. Die beiden Hörner waren glatt, von der Farbe hellen Schildkrots, glänzend und durchscheinend, das Haar war — Menschenhaar.

Ich starrte sprachlos den Wirt an.

„Das is nix," sagte er. Und seelenruhig nahm er mir das Ding aus der Hand und brachte es an seinen Platz — einen lichten Fleck an der verräucherten Mauer. Es schien ihm unangenehm, daß ich das Gehörn betastete.

„A junger Steinbock," sagte er verlegen, „oder so was."

Ich wußte sogleich, woran ich mit ihm war. Er wollte mir nichts sagen und dachte, mich nach Bauernart zum besten zu halten.

Und ich mußte doch wissen, was es war mit diesem Teil vom Leibe eines geheimnisvollen Wesens, das keinem der uns bekannten gleichen konnte. — Im ersten Augenblick hatte ich alle nur möglichen Auswege gesucht, hatte an fremde, in diese Gegend versprengte Wildziegen gedacht, an Steinbockbastarde,

an Albinos der Hochgebirgsfauna. — Aber das war ja alles ganz umsonst. Der runde Schädel, diese große, feste Platte konnte keinem der Tiere angehört haben. Und diese seidenweichen, feinen Haare — die Haare eines Greises. — !

Sebastian Niedermoser wich allen weiteren Fragen mit einem unwilligen „Weiß nix!“ aus. Die Bauern lachten mich heimlich aus.

Nach einiger Zeit aber stand ein uraltes Männlein, das in einer dunkeln Ecke gesessen hatte, auf und kam torkelnd an meinen Tisch.

„Grüß Gott,“ murmelte er und setzte sich zu mir.

Ich schenkte ihm ein. Er aß zuerst ein Stückchen Schwarzbrot, bevor er trank, um „den rechten Geschmack“ zu haben. Die richtige Art wohl kennend, ließ ich ihn gewähren, bis er durch umständliches Anzünden seiner Pfeife und ein gähnendes „ja — ja —“ ankündigte, daß er nun bereit sei zu sprechen.

Er sprach auch. Zusammenhangloses, närrisches Zeug — verwirrte Geschichten vom „Grünhütl“ (Teufel), der im Gebirg „umgehe“. Sein Vater hätte es gewußt; der sei schon lang hin. Auch Geister, „Feuerpütze“ und die „Habergeiß“ wären im Gebirg.

Er war fast blind und dabei schwerhörig, so daß ich sehr laut sprechen mußte. Die Bauern schwiegen und horchten auf jedes Wort. Mit wachsendem Mißvergnügen erkannte ich das Nutzlose meiner Fragen. In diesem alten, schwachen Kopf war alles durcheinander geraten. Nur das Verlangen, irgendwie Geld von dem neugierigen Fremden zu ergattern, glimmerte in den halberloschenen Augen.

Aber auf einmal fiel mir in dem Unsinn, den der Alte schwätzte, ein Satz auf, der mich im Nu anders stimmte.

„Eine G'schrift sei da, von einem alten Schullehrer." Ich hatte es ganz deutlich gehört.

Gerade in diesem Augenblick war der Wirt an unseren Tisch getreten und lachte ärgerlich auf, als er die letzten Worte des Männleins gehört hatte.

„Tu's der Herr jetzt gut sein lassen," sagte er ziemlich unwirsch, „dasselb' kann ja wahr sein, das mit der G'schrift. Aber wenn's so ist und von demselben alten Lehrer — besser nit lesen! Und du halt' jetzt dein Maul, Hoisele!"

Der Alte duckte sich und brach in ein albernes, kicherndes Gelächter aus.

„Die G'schrift ist da," gurgelte er, „die g'hert mein — die G'schrift — —"; das übrige war ein unverständliches Gemümmel.

Achselzuckend nahm Niedermoser die leere Flasche und ging, um neuen Wein zu holen.

Die Schrift muß ich in meine Hände bekommen. — Denn, daß sie vorhanden, war zweifellos und daß sie Ungewöhnliches enthielt, war aus dem Benehmen des Wirtes zu erkennen. Er und mit ihm auch andere hätten ganz gut Auskunft über das seltsame Gehörn geben können. Irgend etwas hielt die Leute davon ab. Ich sah deutlich, welches Mißfallen mein Gefallen an der Sache erregt hatte. Die Bauern stießen sich mit den Ellbogen an und schauten nicht gar freundlich auf mich. Diese finsteren Keltoromanen, anders geartet als der bajuwarische Teil der Bevölkerung, lieben es nicht, wenn Fremde in ihren Geheimnissen herumsuchen. Und wenn ich auch die Mundart beherrschte, ich wurde von ihnen nicht als ihresgleichen betrachtet.

Ich erinnerte mich, wie ich als ganz junger Mensch in den Wäldern eines weltentlegenen Örtchens einen kesselartig gehöhlten Stein mit ein-

gemeißelten Runen entdeckte. Er stand auf einem Felszahn, die höchsten Bäume überragend. Ich sprach davon mit den Leuten; sie lachten mich aus — aber sie waren sichtlich unangenehm berührt. Am nächsten Nachmittag, als ich wieder hinaufstieg, war der Stein fort — frische Erde, ausgerissene Wurzeln zeigten den Platz an, auf dem er gelegen. — Unten floß der Wildbach, vielleicht war er im schäumenden Wasser verschwunden.

In jenem Dorf war ein uraltes Mütterchen, das das Hildebrandslied bruchstückweise sang. In einer Nacht des Jahres goß man Milch und Wein auf die Erde — — für jemand, der nicht genannt wurde.

Ich hatte auch hier das Gefühl, daß die Sache mit der „G'schrift" eilig genug sei und folgte dem Alten unbemerkt, als er nach Hause wandelte. Ich holte ihn mit leichter Mühe ein und ging mit ihm.

Nach langem, stundenlangem Zureden, nach scheinbar vergeblichem Suchen und verblümten Geldforderungen, die ich befriedigte, erschien endlich ein dünnes Päckchen graublauer, schlechter Papierbogen, an den vergilbten Rändern zerfasert und moder-

fleckig. Zum Teil war die bräunliche Schrift so klein und verblaßt, daß es fast unmöglich schien, sie zu lesen.

Ich nahm das Päckchen mit nach Hause, war aber viel zu müde, um bei der schlechten Beleuchtung lesen zu können. So steckte ich es unter mein Kopfpolster und schlief fest ein.

Um Mitternacht machte mich ein furchtbarer Lärm auffahren. Ein großer Stein flog klirrend durch mein Fenster, dem sofort ein zweiter folgte, der polternd auf den Bretterboden fiel. Ich sprang auf — — stille, tiefe Nacht draußen — — kein Ton, als das dumpfe Rauschen der Ache und von den Wiesen her das schrille Konzert der Zikaden. Ein Reh schreckte — immer entfernter. Ich schloß den Holzladen und kroch fröstelnd ins Bett. Lange dauerte es, bis ich wieder Schlaf fand. Die Steine hatten mich nachdenklich gemacht.

Ich erhob mich sehr früh. Die Schrift des Lehrers trug ich bei mir, in der inneren Rocktasche. — Im Gastzimmer, wo ich mein Frühstück einnahm, war es leer. Die Fliegen kreisten summend um die Zuckerstücke, die zur Versüßung des schlechten Kaffees dienen sollten.

Kein Mensch kam, um nach mir zu sehen; es roch unangenehm nach erkaltetem Pfeifenrauch und nach sauer gewordenem Wein. Das Gehörn, das ich gestern kurze Zeit in der Hand gehalten hatte, war verschwunden; deutlich war der hellere Fleck Mauerbewurf zu erkennen, den das kleine Brett vor Schmutz und Ruß geschützt hatte.

Ich ging sehr bald ins Freie. Es fiel mir auf, wie neugierig mich heute die Menschen, denen ich in der Dorfstraße begegnete, betrachteten. — Ein halbwüchsiger Bub rief mir „Stadttrottel!“ nach und pfiff gellend auf zwei Finger. Seine Mutter, ein abgearbeitetes, armes Bauernweib mit gutmütigem Gesicht stand dabei und lachte dazu.

Gegen Mittag begann es leicht zu regnen und ich ging vor dem Essen in mein Zimmer, entschlossen, abzureisen — oder vielmehr, die nächste Poststelle zu erreichen. — Trotz der vorgerückten Stunde war weder das Bett gemacht noch im Zimmer aufgeräumt. In wilder Unordnung lagen meine Sachen auf Tischen und Stühlen — ich sah ganz deutlich, daß sich hier jemand zu schaffen gemacht hatte.

Es war ganz klar, daß irgendwelche böswillige

Gerüchte über mich und meine Absichten verbreitet worden waren. Vielleicht hatte allein der Umstand, daß ich die geheimnisvolle Schrift in meinen Besitz zu bringen gewußt hatte, diese einfachen und starrsinnigen Menschen gegen mich aufgebracht. Jedenfalls war an der unbehaglichen Lage nichts mehr zu ändern.

Nach langem Rufen erschien eine mürrische, unendlich schmutzige Person, die auf den Namen „Burgele“ (Walpurga) hörte, und brachte auf einem Stück Papier die Rechnung. Ich bezahlte schweigend; die Preise waren unverschämt.

Ärgerlich über alle diese kleinen Widerwärtigkeiten ging ich fort, um jemand zu suchen, der mir einen Teil meines kleinen Gepäcks tragen würde. Ein paar Buben, die ich fragte, starrten mich an, lachten mir dumm ins Gesicht und liefen davon. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf eine so allgemeine Feindseligkeit stieß; dabei war ich in demselben Lande, in der gleichen Sprache und Sitte wie sie aufgewachsen.

Vor den letzten Häusern des Dorfes begegnete mir ein Bub von etwa fünfzehn Jahren, der so

freundlich grüßte, daß ich ihn trotz meiner üblen Erfahrungen fragte, ob er meine Sachen nach St. Marein tragen wolle. Er war sofort dazu bereit, schlug mir jedoch eifrig vor, nicht, wie ich wollte, die Straße, sondern den Jägersteig zu benützen; dadurch würde ich gewiß eine Stunde gewinnen.

Unschlüssig schritt ich mit ihm der „Goldenen Traube“ zu. Jemand kam hinter uns her — ein Priester, wie ich sah. Ich grüßte.

„Guten Morgen,“ sagte der alte Geistliche, „der Bub hat schon recht. Gehen Sie nur über den Jägersteig — über die Mähder — es ist das beste für Sie, glauben Sie mir!“

„Wie meinen Sie das, Hochwürden?“ fragte ich erstaunt.

„Ich mein's Ihnen gut, lieber Herr!“ erwiderte der Pfarrer, „Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit Amen!“ klang die Stimme des Buben. Der alte Mann hatte noch einmal freundlich genickt und war fortgegangen, im geöffneten Brevier lesend.

Ich fühlte nur allzugut, daß etwas Bedrohliches in der Luft lag und folgte seinem Rat. Bald schritten

wir den steilen Pfad zwischen Schwarzdorn und Haselstauden dahin. Ein steiniger und mühevoller Weg. Und als wir endlich die Höhe, zu der die neue Straße in unzähligen Schlängelungen sich emporwindet, erreicht hatten, mußte ich mich ein wenig niedersetzen.

Tief unten lag St. Georgen mit den steinbeschwerten Dächern und dem spitzen, grünen Kirchturm. Und wahrhaftig — bei einem kleinen Föhrendickicht, etwa zweihundert Schritte vor dem Dorfe, lagen wohl fünfzig Bauern im Grase und schienen auf jemanden zu warten.

Ich nahm meinen Feldstecher und sah hinunter. Sie hatten Stöcke bei sich — ein Gewehr blinkte auf.

Eine brennende Lust, umzukehren, erfaßte mich. Ich wollte doch sehen, ob diese Burschen es wagen würden, mich auf der Landstraße zu überfallen. Dann fiel mir der Steinwurf der vergangenen Nacht ein, die Warnung des alten Pfarrers, der gewiß seine Gemeinde genau kannte und offenbar aus Menschenfreundlichkeit meinen Weg gekreuzt hatte. — Auch kannte ich meine Landsleute zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich den Teufel um die Folgen

einer bäuerlichen Unterhaltung, deren Mittelpunkt zu sein ich keine Lust hatte, scheren würden. Das Wahrscheinlichste war, daß man mir einfach die Schrift wieder abnehmen wollte und mir im Falle der gutmütigen Übergabe gar nichts tun würde. Setzte ich mich aber zur Wehre und geriet unter die hornigen Bauernfäuste, die ein blinder Haß in Bewegung setzte, dann konnte die Sache übel ablaufen. Was half es mir, wenn nachträglich einige davon ins Loch wanderten. Und die kostbare Schrift war dann auch verloren.

Ich stand auf, um meinen Weg fortzusetzen. Da bemerkten sie mich. Ein Dutzend Arme hob sich, ganz schwach klang ein zorniges Geschrei herauf. Und zwei leichte Knalle, die aufsteigenden Rauchwölkchen folgten, verrieten ihre Wut.

Der Bub, der sich hinter einer Staude geduckt hatte, um nicht gesehen zu werden, lachte und sagte, die Leut' seien gar zu dumm. Wegen der Sommerfrischler wär's. Wenn die wüßten, daß in St. Georgen der Teufel umgehe, kämen sie nimmer. Und das stünde in der alten Schrift.

An diesen albernen Grund der Abneigung

gegen mich glaubte ich nicht. Was die Leute so erregte, weiß ich nicht und werde es wohl je kaum erfahren. Niemand weiß, was in solchen Menschen vorgeht und entsteht. Sie selbst sprechen sich niemals aus.

— In St. Marein bekam ich ohne weiteren Zwischenfall einen Platz im Postwagen. Meinen kleinen, braven Führer entließ ich reich beschenkt.

— Die Schrift des Schullehrers, die ich so mühsam erorberte, gebe ich im folgenden wieder, so gut es eben geht. Man mag dem längst Verstorbenen glauben oder nicht; dort in dem einsamen Hochtal, in unzugänglichen Schluchten und in der Nacht tausendjähriger Wälder mag wohl mancherlei geschehen sein, davon wir nie erfahren werden.

* * *

Die Begebnisse auf dem räuchenden Steyn.

Geschrieben anno 1691 im Winter.

Dem günstigen Leser / dem diese sorgsame Aufzeichnung und Historie in die Händ kommt! — Ich / Johann Georg Riedhofer / Schulmeister und Organist

zu St. Georgen im Gstettenthal / habe dieses Scriptum selbsten verfaßt und ausgearbeitet zur Urkund einiger gar verwunderlichen Geschehnisse / die sich in unserm Birg zugetragen haben. Und habe ich das unternommen mit Verlaub des wohledlen Herrn und hochgelahrten Magister Jodocus Friedericus Sänfftle / der mir alle Wahrheit in dieser Sach entdeckt hat und mir hinwiederum gebotten / bey seinen Lebzeiten kein Sterbenswörtl nit darüber zu schreiben. Ist nun vor etlicher Zeit / wie mir aus Tübingen vermeldet wird / am Anna-Tag 1690 selig im HERRN entschlaffen und hinfort von meinen Lippen das Sigillum genommen. GOTT in seiner unendlichen Gnad wölle dem guten Herrn eine fröhliche Urständ verleihen. Amen.

Denen bauernschädleten Mannern dahier / die abergläubischer Weis alles mit Teufeley und höllischem Unflath ausdeuten / war mir nit werth / davon zu reden. In denen ihre Bretterköpf gehet nichts ein denn Ammenmärlein / — ich hab mich genugsam bemüht / ihnen die Sach beyläufigerweis zu teutschen. Hab aber nichts nit verrichtet / als daß sie sich noch mehrer in ihre dumme / boshaffte und widerharige

Verstocktheit verbohrt haben. Der hochwürdige Herr Pfarrer meynet / man soll die Leut nur lassen wie sie seyn / so sie nur rechte Christen seyen / wär anderes nit vonnöthen. Ist mir auch recht. Hab aber zu meiner Freud vermerkt / wie sich unser hochwürdiger Herr Pfarrer mit studiis und gelahrten Schriften hat abgeben / um dem Ding beyzukommen. Er und der Herr Sänfftle haben aber einander nit schmecken können / dieweil sie sich einmal über die Schriften des hochberühmten Paracelsus von Hohenheim schauderlich zerkriegt haben und ohne ihre würdige Figura gewißlich rauffend geworden wären vor Hitz und Gall. So kommts denn auch / daß der hochwürdige Herr Pfarrer die Wahrheit nit hat mögen dertappen. Denn die hat auf der weiten Welt nur der Herr Sänfftle in dieser Sach mittheilen können. Ist nun auch verstorben / der Herr Pfarrer / mit der himmlischen Wegzehrung wohl versehen. (Der Caplan von Obergstetten ist kommen.)

Anheben muß ich von Anfang. Seit die alten Leut sich erinnern mögen / ists oft und oft geschehen / daß man auf dem Steyn ein fein / mager / blaulichtes Rauchwölkgen hat sehen aufsteigen. Diemal im Sommer / diemal in Winterszeiten — grad

als wie von einem klein Feuerlein rechter Hand ein bißl unter dem Spitz. Dessentwegen hat mans beym räuchenden Steyn geheißen.

Im Spätherbest und im Winter hats schon ärger geräucht / gleichsam als ob eins anfeuern tät gegen die Kälten. Auf demselben Fleck / auf dem der Rauch fürkommen ist / hat man nit mögen gelangen. Alles zu steil und schieche Wänd. Ansonst war weiters nix. Die Leut haben ausgedeutet / es sey der Nebel / den es in einer Schluft oder in ein Spalt thät behalten. So könnt er nur langsam aufsteigen. Dabey hat mans gut seyn lassen.

Ferners aber ist es an schönen / klaren Tägen immereinmal gewesen / wie wenn eins auf einer Schalmeyen thät Liedlen blasen / traurichte und kurzweilige untermischt. Oberhalb der Plattneralm hat mans gar schön mögen hören.

Zu der Zeit ist ein jedes Jahr im Mayen der Herr Jodocus Sänfftle / Magister und Professor Philosophiae und der andern Wissenschaften aus Tübingen in unser Thal kommen. Derselb hat immer viel Guts den Armen gethan / Bresthafte und Sieche mit seiner hohen Kunst zur Genesung

gebracht und hat ihn um seiner Gutheit willen ein jeds von Herzen gern gehabt. Er ist aber nur immer acht Täg im Thal verblieben. Darnach hat er sich alle Wochen eine wackere Kraxen mit Eier / Schmalz / Mehl / Brot / dürr Fleisch und solcher Leibesnahrung mehr auf die Oberalm tragen lassen / die schon viel Jahre vermuhrt gewesen und nit befahren worden ist / und hat dort alleinig den langen Sommer gehauset / ist allfort im Birg umgestiegen / wie man ihn denn häufig mit dem Wurzner-Jaggele / einem znichten Mandel / gesehen hat. Von selbem Jaggele ist nit viel Gutes zu erhorchen gwest und er ist auch keinem Menschen zugangen. Hat gar gute Würzlein für Mensch und Vieh gewußt / sind aber die Leut nit grad gern zu ihm / wasmassen er ein widerlich-Gelachter und spöttlich Reden gegen die Bauern gethan. Muß hierbei gestehen / daß ich ad personam ihm nit feind war. Hat ein gscheidtes Köpfl gehabt / der Jaggele / ich mein / er hat mehr können / denn Brot bachen. Wie man ihn toter in seiner Hütten gefunden hat / hat ihm der Herr Sänfftle ein schön christlich Begräbnis spendieret und ganz aufrichtig um den Jaggele getrauert.

Itzo kommts anders / günstiger Leser. — Am Laurenzitag im Jahr 1649 sind dem Geltner Roman seine zwei Kinderlen / ein Bub und ein Dirndl / 7 und 5 Jahr alt / heimkommen von der Unteralm / zittrend an alle ihre Gliederlein und zu Tod verschrocken / als wenn ihnen ein böser Geist wär fürkommen. Sind auch gleich allbeed in ein hitziges Fieber verfallen / daran das Maidlin elendig zu Grund gangen. Der Bub hat sich nach langem Siechtum wieder halb und halb dergrapplet / bis er hat von der Sach erzählen können.

Da hat er mit noch nachhaltendem Schreck gesagt / wie ihnen / dem Dirndl und ihm / im Schelchengraben der + Leibhafftige + begegnet ist / gehürnt und bocksfusset / und mit / ihnen hätt wollen seyn / Edelweiße geschenkt und Walderdbeer und hätten sie solches aus Angsten und ohnmächtig zu reden / genommen. Allerlei Gethier / als Eichkatzl / Waldmäus / Hasen / Federwild sei aus dem Gedar gekommen und ihm gar freundlich gethan / den Kindern auch / bis sie in Todesangst entloffen / was den Bocksfusseten baß ergrimmt und er eine Weil nachgesprungen / dann Steyner ablassen auf sie und

gräulich Lärmen gemacht. Der Schreck ist von dem Buben nit früher gewichen / bis nit der hochwürdige Herr Pfarrer ihn ausgesegnet und befreyt von den bösen Phanthastereyen. Ist aber ein bißl schlecht von Gedechtnuß und schwechlich von Verstand blieben / der Geltnerbub.

Die obbemeldte Sach hat aber doch viel Unruh gemacht in der Gmein und haben die Mannerleut fleyßig den Wald abgestreift und nach dem Unhold gefahndet. Haben aber niemand angetroffen / denn den Herrn Jodocus Sänfftle / der Kräuter suchend herumgestiegen ist und den aufgebottenen Landsturm weidlich ausgelacht hat. So hat mans seyn lassen. Etliche haben den Kindern wohl geglaubt / die mehrsten aber alles für ein Nonsens geschatzt.

Ist noch nit alles. Ein paar Wochen hernach ist der Klauber Jörgl / der auf Gams pirschen hat wollen / hefftig verstört heimkommen und hat erzählt / oberhalb des kleinen Kees / mitten im Eis / sey derselbige Waldteufel oder was es seye / gwest / über und über haaricht / gaisfußig und mit Hörndlein. Zuerst hab er / der Jörgl / nit gwußt / was thun / dann aber nach Anruffung der hh. Drey-

faltigkeit keck eins auffgebrennt. Muß aber gefehlt haben oder der Schuß dem Wesen nit geschadet / da freilich die Kuglen nit geweiht waren. Hätt auf dashin der wilde Mann (oder das noch schlimmere Wesen) ein furchtbar Gedöß erhoben / ganze Felsblöck hernieder gewalzt / so daß der Klauber mit schwerer Müh sein Leben hat davonbringen mögen... Jetzt hat die Sach doch anders hergeschaut / denn der Jörgl war ein nüchterns / rechtschaffens Mandl. Seynd wieder viele ausgezogen / aber halt ganz umsunst und war nichts zu verspüren. Und haben auch viele gedacht / wenn das Unwesen weiters kein Schaden an Mensch oder Viech thut / ists leichtlich besser / ihm auch Ruh zu geben.

Des Schellenbergers Sohn jedoch hat nit nachlassen mit simulieren und nachsinnen / wie er in diesem Ding auf ein End und Grund kommen möcht. Habn ihm alle nach Kräften davon abgeredet / leider Gottes unnützer Weis / indem daß er grad so ein Steynschädl war / wie alle von seiner Sippschaft. In der Schul hab ich an ihm und seine Brüdern genugsam zu zügeln gehabt. Aber sonst saubere und brave Burschen.

Alle Täg / so GOTT hat werden lassen / ist er mit dem Stutzen hinaufzu / dorthin / wo man des öffteren Flötenblasen gehört hat. Der Bursch hat aber nichts nit angetroffen.

Einmal aber doch. Ist oben gelegen im Steynriegel / der arm Häuter / den Kugelstutzen abgefeurt und auf einem Felsblock abgeschlagen / das Schaftholz ganz zersplittert. Und das junge Blut selber maustot / mit abgedrehtem Genack / die Augäpffel erschrecklich herfürgetreten / und auf beeden Halsseiten fünf Finger oder Klauen grausam eingedruckt. Ist ein Jammer gewest im Schellenbergerhof schier zum Erbarmen.

Jetzo hat man in größter Eil hinuntergesendet mit Botschaft zum kayserl. Pfleger / dem hochedeln Herrn auf Liechtenegg / um eine Salva Guardia und gewaffnete Hülff. Der hat aber gelacht / daß die Fenster haben gescheppert und gesagt / gegen den bösen Feind wär kein weltliche Hülff / sey nur Rettung vom Pfaffen mit dem Weihbrunnkessel zu erlangen und wölle er solches recht und billig dem frommen Hirten der Gstettner Schaf überlassen. Wenn aber noch einer komet von wegen desselbigen

Teuffels und Unruh unter die Leut bringet / wollt er ihm gewiß und gern ein frei Quartier anweisen auf etliche Wochen / wohlverschlossen / daß der Erbfeind nit dazu könnt und bey Wasser / Brot und einem Willkommen von 25 Stockprügel könnt derselbige Bot dann reichlich Buß thun vor seine und seiner Genossen Sünden. Da seynd die Leut mit langer Nasn abgezogen und ist aus dem Gstettner Teufel nit mehr viel Wesens gemacht worden.

Und wahrhafft seltsamer Weis war von dem Begebniß mit dem Schellenberger Buben / der ein so kläglich End gefunden / gar nix mehr zu verspüren. Kein Schalmeyengetön / kein Rauchwölkgen in der Höh / wiewohl schon der dicke Schnee war und eine Kältn / daß die Reh für die Häuser seyn bitten kommen.

Will dem günstigen Leser gestehen / daß ich auch vielmals und vielmals probiert hab / die Wahrheit zu finden / Tag und Nacht im Birg bin gelegen und zu öffteren Malen jene mysterieuse / gar artige musica hab vernommen. Dieselbige war so außdermaßen schön und gleichsam rührend / daß man nur immerfort hätt mögen losen. Ist man ein bißl na-

hender hingangen / noch so leicht und fürsichtig / ist alsbald alls verstummt und kein Laut mehr zu hören gewest.

Im Mayen darauf / ist wie alle Jahr her / wiederum der Herr Magister Sänfftle eingetroffen und gen Almen gefahren / Würzlein und heilsame Kräuter suchen / wie er den Leuten immer gesagt hat. Der Traubenwirth hat schon früher mit alle geredet / daß ihm keiner ein Sterbenswörtel sollt verrathen von dem / was sich zugetragen / ansonst der hochgelahrte Herr etwan nimmer möcht kommen und wär das ein Schaden nit nur vor ihn / sondern vor die andern nit minder. Hat auch keiner was gesagt / wie denn unsere Leut überhaupt nit gern was austrätschen / vielmehr schweigsamer Natur seyn.

Jetzo aber kommt der Schlüssel und die Auffklärung vor den günstigen Leser / der mir bis daher treulich gefolget ist. Zwar weiß nur der HERR allein / wann und ob diese Niederschrift einem von etlicher Bildung in die Hand kommt und nicht etwan gar die Schwefelfäden beym Kramer dreingewickelt werden. Mag geschehen / was seyn soll.

Ich / Johann Georg Riedhofer / hab das Beschriebene alles selbsten erlebt in meinem einundfufzigsten Lebensjahr und mit vieler Sorgfalt aufgezeichnet.

Das war so. In der zweyten Nacht / daß der Herr Sänfftle zur Alm ist aufgefahren / beyleuffig eine Stund vor Hahnenkrat / hebts auf meiner Thür ein Klopfen und Pumpern an. Hab nit anders gedacht / als daß einer nach den hh. Sterbsacramenten verlangt in seiner letzten Noth. Hab die Thür aufthan / steht herausd der Herr Sänfftle / ganz elend und gestört / sein schöner Habit vom Gedörn zerrissen und waschlnaß / und lehnet an der Wand. Bin nit übel erschrocken / hab vermeynt / jetzt und jetzt wird er hinfallen. Hab ihn gleich hinein in die Stuben / niedersitzen heißen / ein Glüthwein mit Nägelein und Zimmet und fest eingfeuert / denn es ist ein kalter Regentag gewesen zu Anfang May.

Die längste Zeit ist er mir dagesessen / wie wenn eins betäubt und nicht bey Sinnen ist / und wie ich fein behutsam zum Fragen angehebt hab: Wie es denn sey? Was ihm zugestoßen? / hat er die bittern Zähren nit mehr halten können und hat gottsjämmerlich für sich hingeweynet.

Auf die Letzt ist er aber doch ruhig geworden und hat mich allfort angeschaut / endlich hefftig gefragt: Kann Er schweigen / Schulmeister? Da ich herzlich bejahet / hat er einen güldenen Ring vom Finger gezogen und mir zum Anschaun gegeben. Darein war ein köstlicher Karfunkelsteyn / rot wie Blut / im Stein meisterlich über die Massen zart eingegraben förmlich als Sigillum oder Wappen ein klein Männlein / gehürnt / statt der Füß Klauen als die Gais. Da hab ich / mit Respect zu sagen / das Maul aufgerißen! Der Herr Sänfftle hat mich aber bey der Hand genommen und eins über andermal in Schmerzen geruffen: Wo ist er? Was ist ihm widerfahren? Wo ist er? — Ich hingegen: Wen er meyne? Er widerum: Ich wüßt schon. Wer im ein Leid gethan habe? — Da hab ich gesehen / daß der Herr Sänfftle wohl mehr wußt als wir alle / um unsern Waldgeist / und so hab ich ihm eylig alles und jedes erzählt / was der günstige Leser eh schon weiß und hat mir der hochgelahrte Herr mit größtem Staunen und völlig mit Schreck zugehört. Wie ich der Sach fertig war / hat er mich heißen wiederum von Vornen anheben und sagen.

Immerfort hat er dazwischen hineingerufen: O rusticale Tölpel! Was für Barbaren!

In dieser Nacht hab ich die seltsam und merkwürdige Wahrheit vernommen / und danke GOTT dafor / daß er mich in eines seiner Wunder und Geheymnuß in der Natur ein wenig hineinschauen hat lassen. Ob nun Du / günstiger Leser / gläubst oder nit / ist alles eins. Eins bedenk / daß ich in Ehrn bin ergraut und hab mein Lebtag keinem Menschen eine Lug gesagt und sag auch Dir keine. Nun merck auf / ist ein jedes Wort sorgsam überlegt und in Wahrhafftigkeit niedergeschrieben.

Einer Sag nach / die von denen Sänfftle aufs strengste geheym gehalten / stammet ihre ganze Familia von einem Faunen oder Satyrn ab / wie solche in heidnischen Zeiten verehrt und ihnen geopfert wurde / was in alten Schriften zu lesen. Der Siegelring mit dem Conterfey ihres Stammvaters würde auch als ein köstlich Stück seyt vielen Jahrhunderten aufbewahrt. Zu meinem höchsten Staunen hieß mich der Herr Sänfftle sein Haupt betasten / und siehe oberhalb der Stirn / schon im Haar / waren unter der Haut vornen ganz deutlich zwey

kleine Knöpfflin zu fühlen / gleich als die fürbrechenden Hörndlein von einem jungen Böcklein. Und sagte / daß alle Mannsbilder jenes Namens dies Zeichen trügen.

Er hat in Wittenberg als auch in Jena und Tübingen die Philosophiam und die anderen Wissenschaften studieret und viel Bücher gelesen. Da ist ihm einmal ein Buch des großen Agrippa in die Händ kommen mit magischen Unterweisungen und Siegeln. Vornen auf der ersten Seite war ein Bildnuß / das denselbigen Satyrn als Zeichen trug als der Ring. Darunter stund die Inschrift: Ex Libris Augusti Francisci Mituli / was sich ganz wohl mit Sänfftle ins Teutsche übertragen läßt. Dabey stund mit einer schwachen und vergilbten Dinten: Vall, Gestettens. Lapis fumans in Rhätia 1598. Ein fein Räucherwerk Veni Sylvane! Veni Sylvane! Veni Sylvane! (zu teutsch: Gstettenthal / räuchender Steyn in Tyrol / 1598 / &c. Komm Sylvanus! &c.).

Nach langem Suchen und Fragen ist er draufkommen / daß der räuchend Steyn wirklich in Tyrol existiret / hat sich alsbald aufgemacht und nach müh-

seliger Umfrag nach St. Georgen gekommen. Das war vor sechs Jahren.

Ein förmlichen Riß hat es ihm schon gegeben / wie er jäh das Rauchwölkgen hat auffsteigen sehen und die Leut ihm gesagt haben / da heiße es beym räuchenden Steyn. Und gleich in der nächsten Früh ist er ganz alleinig hinauf. Hat aber freilich nit hinzukönnen / wär ehender bald über einen Schrofen hinuntergestürzet.

Da hat er nun / auf gut Glück / ein Feuerl entzunden / viererlei Species / als Weyhrauch / Amber / rothe Myrrhen und Engelswurtz darauf gestreut / also daß dieser magische Rauch hinaufgezogen ist / und nach einer kleinen Weil angehebt zu rufen: Veni Sylvane! — Veni Sylvane! — Veni Sylvane!

Hat gar nit lang gedauret / da hats angehebt zu steindln / wie von einem Gams und ist im Geschröff das uns bewußte Wesen gar behend und gleichsam aus Freud lächlend dahergesprungen. Der Magister hat wohl ein bißl Furcht verspürt / war ihm alles aber doch mehrer wie ein Traumspiel oder Vision. Der selbige Satyr hat ihm aber gar

schön gethan / bei der Hand genommen und ihn durch schreckliche Schlüft und Klammen in ein großes Felsloch geführt / darinnen er gehaust. Hat allfort in Lingua latina geredet / auch Lingua graeca wohl verstanden. In derselben Höhlen war alles schön vermacht mit Moos und Flechtwerk / hat genugsam Pelze und Rauchwerk / sowie künstliches Geweb bey ihm gehabt / Schüßlen und Schalen aus Erz und Thon / wundersam Krüg aus Silber und Glas / das alle Farben gezeigt habe wie Perlenmutter.

Und immerfort hat der Faunus den Herrn Sänfftle an seine Brust gedruckt / ihm seinen Sohn genennet und ist dem alten Manndl / ganz ausgedürrt vom Studieren und Spintisieren / warm genug ums alte Herz geworden und hat zärtliche Lieb gefaßt zu seinem gehürnten Sippen und Urahndl.

Weiter hat mir der Herr nit viel davon erzählt / außer daß der beschriebene Sylvanus steynalt und von tieffer / unergründlicher Weisheit gewesen seye / alle verborgenen Zauberkräfte der Natur wohl gekennet und sich ihrer bedient / und von rechtswegen bey unseren Voreltern als ein Halb-

gott hat gelten mögen. Sodann hätt er wunderſüß auf der Syrinx oder Rohrſchalmeyen geflötet / man möchte ſagen / Liedlein aus den Kindertägen der Menſchheit. Der Sylvanus hat aber auch bitterlich geklagt / wie garſtig-bös das Geſchlecht der Menſchen geworden ſeye und wie man frührerzeit venerirt und ihm Opfer dargebracht habe / hinwieder davor Viech und Almen gediehen ſeyen / wie ſichs die Leut jetzo gar nit können gedenken. Zu den Kindern hat er eine gar beſondere Lieb gezeiget / ſeynd ihm aber immer ſchreyend entloffen / wie wir ja ſchlimmen Angedenkens erlebt haben. Sagte oftmals / daß er alle Lieb und Neigung zu dem jetzigen Geſchlecht verloren hab und ſich nit mehr möge zeigen ſeyt längſter Zeit. Und inwährend ſolcher Reden ſey er zornig geworden / hab mit den Augen gefunklet / daß es wahrhaft erſchrecklich ausgeſehen. Seine körperliche Kräfft und Behendigkeiten ſeyen über alle Maßen groß geweſen. (Wovon der arme Schellenbergerbub leichtlich erfahren hat. Gnad ihm GOTT.)

Was alles Wunderſames und Geheimnisvolles der Herr Sänfftle von ſeinem verehrten Sylvanus erfahren / hat er mir nit mitgeteilt / doch

steht zu vermuthen / daß erklecklich viel mehr daran war / als auf denen hohen Schulen zu erlernen ist / wie denn der Herr Magister von Büchern / die ihm früher theuer waren / nur mehr spöttlicherweis geredet hat.

Und so ist er sechs Jahr immerfort herkommen und mit dem Sylvanus im Birg umgestiegen und mit dem alten Wurzner-Jaggele / der als letzter noch den Waldgott verehrt und ihm von Jugend auf gekannt und seine Ehrfurcht bezeuget / wovor der Faunus ihn sehr geliebt und offtmals in seiner Wurznerhütten zugekehrt. Der Sänfftle und er haben tausenderley Künst und Practiken von ihrem Meister erlernt und gesehen / bey ihm in der Höhlen gehockt / sich an der Schalmey delectiert / und von uralten Zeiten sich erzählen lassen. Und war dem Herrn Sänfftle all die Jahr her der Winter wie ein schwerer Schlaf / hats kaum mögen aushalten unter den Menschen und nit können erwarten / daß es Frühjahr und er hinauf mag zum räuchenden Steyn.

Wie die Sonn heraufgestiegen über den räuchenden Steyn ist der Herr Jodocus Sänfftle fort / hat mir noch die Hand gedruckt und b'hüt Gott

gesagt. Er käm nimmer / da der Sylvanus fort sey / die Höhlen leer und der Eingang mit Spinnweben übermacht / so daß man leichtlich sehen könnt / daß der Alte nimmer dort gewesen sey. Der ganze Theil / wo Liegerstatt und Feuerherd waren / sey von einem Steynschlag / wie sie in unseren verwetterten Birg häufftig sind und vorigen Winter ein starker niedergangen war / zertrümmert. Unter den Steynen war aber nichts nit zu sehen und sey der Sylvanus / so GOTT wolle / dennoch entronnen. Schüttelte aber gleich drauf traurig den Kopf und sagte / daß ihm der Faunus dann / wie beredet unter ihnen / gewißlich ein Zeichen getan hätte. Und sterblich war er halt auch wie alle andern körperliche Wesen / die der HERR erschaffen / habe solches auch stets gesagt. Und sei gewißlich tot. Dem Magister stunden die Augen voll Wasser und mir auch und hab ihm geschworen / wenn ich doch noch ein Zeichen fänd / daß der Sylvanus lebend sey / ihm auf der Stell und kost es Venezien eiligst Botschaft zu tun nach Tübingen in das Wallgäßle beim Pfister Lindenschmidt. Und so sind wir mit vielen herzlichen und guten Worten geschieden.

Mit dem kleinen Geltner bin ich am Tag darnach / wie der gute Herr fort war / hinauf und noch des öffteren / aber wir haben der Höhlen oder Schluft nit mögen zukommen trotz Beschreibung und sorgsamer Erklärung des Herrn Sänfftle. Das letztmal wär mir bald ein jähes End beschieden gewest / indem durch unsere Tritt oder lautes Reden wiederum eine feste Steynlahn abgegangen / mit gräulichem Dunner und Gerumpel. Habs hinfort seyn lassen / da mich am linken Fuß ein Brocken erwischt / so daß ich hinkend worden bin.

Viele Wochen ist mir die Sach nit aus dem Sinn gangen / bin endlich zum venerabl. Herrn Pfarrer. Freilich — wer nit gläubt / der gläubt nit. Hab derowegen die Sach allhier niedergelegt und beschrieben.

Im Hochsommer / zwei Jahr drauf / hat des Niedermosers Sohn / der Scheibenhans / im Gries unterhalb des räuchenden Steyn ein Plattl mit weiße Haar und zween Hörndln angefunden und hat kein Mensch mögen deuten / wessen das war. Hats bey ihm behalten und habs ihm trotz aller Müh nit abjagen können.

So wußt ich denn / daß der alt Sylvanus / den ich ein einzigsmal hätt mögen sehen und nach dem ich mich mehrer gesehnet als je nach einem Menschen / tot war. Derselb Steynschlag dürft den Vielhundertjährigen überrascht haben und mit dem leblosen Körper thalab gefahren seyn. Da bleibt nit viel übrig vom hinfälligen Leib des Menschen und Seinesgleichen. Und ists Wunder genug / daß die Hörndlen beysamm blieben seyn.

In mir aber lebt ein Verlangen / nit zu sagen / — ein Verlangen nach der Zeit / da die Menschheit / unschuldvoll und gut in inniger Lieb zu ihrer Mutter / der Natur / und in Eintracht mit anderen Wesen / so gleich ihnen auf Erden leben / die Früchte des Tages genossen.

Dem Herrn Sänfftle hab ich nit geschrieben. Warum ihm den Schmertz bereiten? — Heut ist er ja auch schon in der kühlen Erden.

Dir und mir / günstiger Leser / der Du mich treulich begleit hast / ein leichter Tod und eine selige Auferstehung im HERRN / des schwache Creatur wir sind. Amen.

Hadschi Husseins Maulbeer-baum.

„Yallah! Du bist es, Herr? Der Friede sei mit dir! Stelle dein Pferd in den Schatten des Maulbeerbaumes! Ich eile, Herr. Ich werde ihm drei Hände voll Mais und frisches Wasser bringen. Welch ein elendes Tier für dich! Du weißt, wie herrlich meine Hengste und Stuten waren, die hier im Grase weideten. Sie gingen nicht, sie tanzten, und im Mähnenhaar hatten sie den kleinen Wirbel, der das Wahrzeichen edlen Blutes ist. Ihre Hufe waren aus Erz, ihr Haar aus Brussaseide, ihre Nüstern aus Rosenblättern und ihre Augen wie geschliffener Onyx. Habe die Güte, dich zu erinnern, daß ich dir ‚Dschinn', den Honigschimmel, gab, als du zur Küste ritteſt, um den Dampfer der Austria zu erreichen. Immer warst du mein Freund, und Salz und Brot standen für dich bereit.

Laß mich glauben, daß ich noch imstande sei, einen willkommenen Gast zu bewirten. Iß von diesem harten Brot, vom Schafkäse und den getrockneten Feigen! Du bereitest mir damit hohe Ehren. Sitzest du gut so? Möge es deinem Vater und Vatersvater wohl ergehen in deinem Lande. Ich gedenke in Liebe deiner Kinder, wenn du solche hast. Wenn ich unhöflich bin, vergib es mir! Denn mein Geist ist manchmal verwirrt. Zu viele Schrecken sind über mich gekommen, zu viel Blut und Tränen sind auf osmanischer Erde geflossen.

Ja, Herr, mein Haar ist weiß geworden wie der Schnee auf den Bergen und meine Hände sind ohne Kraft. Mein Herz ist mit Kummer beladen, obwohl ich in meiner Seele weiß, daß alles nur Schein ist und von keinerlei Wichtigkeit. Hier ist auch Wasser für deine Hände! Suche nicht mit den Augen nach meinem Hause und nicht nach meinem Sohn Ismail! Diese kleine Hütte neben dem Schutthaufen, in der wir einst die Feldgeräte aufbewahrten, ist meine Wohnung, und ich brauche nicht mehr. Der Maulbeerbaum, der uns seinen blauen Schatten gibt, ist geblieben. Ringsum

fielen die Granaten und lösten Stein von Stein, aber dem Baum taten sie nichts, gelobt sei Allah! Drüben bei den Rosenbüschen ist auch noch die Quelle mit dem süßen Wasser, und wenn du bis zum Abend bleibst, kannst du die schluchzende Klage des Vogels Bülbül vernehmen, der dort mit den Seinen wohnt. Aber besser ist es, wenn du frühzeitig reitest. Erst vor einer Woche sind bei Benderköj zwei Händler aus Üsküb in der Dämmerung erschossen und beraubt worden. Die Menschen ringsum hungern und sind wie Tiere. Richtet sich der Wolf nach dem Gesetz Gottes? Auch schweben die Geister Ermordeter nachts über dem Sumpf wie bleiche Flammen und locken dich in den grundlosen Morast, in dem Iblis, der Herr des Todes, haust. Reite, wenn die Sonne gerade über dem höchsten Gipfel des Beridagh steht und du wirst mit Sicherheit die Stadt erreichen. Oder bleibe die Nacht über bei mir! Auch ein Strohlager dünkt dem Müden köstlich, und das Dach schützt vor Regen. Du magst bestimmen, was geschehen soll!

Verzeih' mir, wenn ich wegen dieses Maulbeer-

baumes und meiner Herzensnot mit dir rede wie mit einem jüngeren Bruder! Allah selbst hat dich an diesem heutigen Tag zu mir gesendet. Nichts geschieht ohne seinen Willen. Wenn du Geduld mit mir hast, erwirbst du dir Verdienst und machst es mir möglich, die rechten Worte zu finden. Immer warst du unser Freund, und Derwisch Achmed hat uns vieles von dem mitgeteilt, was du Gutes über uns Müsülmanen gesagt und geschrieben hast. Du warst mit uns fröhlich, als wir Kaffee und Scherbet tranken und dem singenden Trichter lauschten, der aus Triest gekommen war. So oft man nur wollte, spielte er Heldenlieder und Tänze. Und du hast mit uns getrauert, als das Unglück über uns kam, wie das wilde Wasser eines Bergflusses im Frühling über die Felder kommt. Du weißt es, wie wir alle im Frieden lebten und niemand quälten um seines Glaubens oder Stammes willen. Sprich nicht, Herr, und lasse die Geschwätzigkeit eines unglücklichen Mannes über dich ergehen! Du willst sagen, was du uns in den Tagen des Glückes sagtest: daß wir schliefen und träumten, während alle ringsum wachten und

arbeiteten. Es ist wahr. Aber wir waren glücklich auf unsere Art und hatten kein Verlangen nach neuen Dingen. Wir meinten, es sei unsere Sache, wie wir leben wollten. Sicherlich haben auch viele der unsrigen Übles getan. Aber solches geschah überall und zu jeder Zeit. Haben wir euch je in eurem Glauben gestört? Durftet ihr nicht an euren Festen mit den Glocken läuten, obwohl der Klang unseren Ohren wehtat? Betraten wir eure Gotteshäuser? Ist nicht Issa ben Marryam, den ihr anbetet, auch für uns ein großer Prophet, der sich am jüngsten Tag auf das Dach der Omajadenmoschee in Damaskus niederlassen wird, um im Namen Allahs zu richten die Lebendigen und die Toten?

Weshalb hat man uns so gehaßt? Wir verstehen dies und vieles andere nicht. Oft saßen wir hier beim Herdfeuer oder im Baumschatten im Frieden Gottes und der Bektaschi Achmed erzählte uns von den wunderlichen und gewaltigen Dingen der Welt. Du weißt, daß er dreimal deine Heimat besucht hat, nachdem er beim Grabe Gülbabas in Ofen und bei Vambery-Efendi, dem Freunde aller

Derwische, in Budapest gewesen war. Wir lauschten ohne Atem, wenn wir von euren Städten hörten, deren Häuser bis zum Himmel reichen, von den fliegenden Männern, von Maschinen, die in einem Rade mehr Kraft haben als hundert Hamals aus Anatolien, von den tausendfachen Arten der Freude und Unterhaltung, die eure Tage verschönen. Aber wir begehrten von diesen Dingen nichts für uns. ‚S gitet bidat i ri në katund te vjeter', sagt der Arnaut. ‚Im alten Dorf kann man keine neuen Gebräuche einführen.' So dachten auch wir und waren zufrieden. Warum haßte man uns deshalb?

Mein Tabak ist schlecht, und ich wage es nicht, dir eine Zigarette zu drehen. Deine Güte hat mich beschenkt — nimm also von diesen Zigaretten, die du mir gabst, eine zurück, damit ich nicht vor dir erröten muß. Wenn du die zersprungene Tasse an deine Lippen führst, so schließe die Augen und denke einen Atemzug lang, es sei eine von denen, die Ismail aus Stambul mitbrachte! Sie hatten Füße aus Silberfiligran und waren mit Türkisen geschmückt. Wallah! Auch dein Wohlgefallen

erregten die Tassen, Herr, und mein Sohn war glücklich darüber, daß du ihm die Ehre widerfahren ließest. Gewiß hat er auch damals dein gedacht, als er auf dieser Stelle die Sure des Todes betete, denn er liebte dich. Sieh, hier stand er und sah mit furchtlosen Augen in die Mündung von sechs Gewehren. Achtzehn Jahre war er alt, schön wie ein Granatapfel und ein Held aller Helden. Fühle hier mit dem Finger. In diesen Löchern der Baumrinde stecken drei Kugeln, die seine Brust durchschlugen. Er aber blieb stehen und lächelte, wie die Tapfern lächeln. Seine Hände, die auf den Rücken gebunden waren, hielten den Stamm. Dann aber sank sein Haupt, wie die Sonne am Abend sinkt und langsam glitt er ins Gras. O, mein Quell in der Wüste, mein Stern in der Dunkelheit, mein Kind! Ja, mein Bruder, so wahr ein Gott ist, er lächelte, wie die Helden tun, wenn sie den Tod sehen, und sein Herz war von geschmiedetem Eisen, wie die Herzen der Baschi-Bosuks, die ich unter Osman-Pascha bei Plewna fechten sah. Als er gefallen war, erwiesen ihm die Feinde Achtung und bedeckten

ihn mit seinem Mantel, obwohl er zwei der ihren getötet hatte. Ich habe ihn hier an dieser Stelle begraben, wie es das Gesetz verlangt. Geh' nicht zu nahe, du könntest auf sein Herz treten! — Nein, Herr, du brauchst mich nicht zu halten, ich falle nicht! Nur manchmal leide ich an jäher Schwäche, wie sie das Alter mit sich bringt. Ich weine nicht, Herr! Es ist nur der Rauch der Hütte, der meine Augen entzündet hat. Vielleicht ist es wegen der hübschen Schalen aus Stambul, die ich meinen Gästen vorzusetzen pflegte, daß mir eine Träne ins Auge gekommen ist. Fatiha und die Kinder meines Sohnes sind geflohen, bevor die Feinde kamen. In den Nächten der Weststürme sehe ich sie manchmal und sie strecken die Hände nach mir aus. Nur Gott weiß, wo sie sich befinden.

Aber ich wollte wegen des Maulbeerbaumes mit dir sprechen. Er ist sehr alt. Er stand schon zur Zeit meines Ururgroßvaters Dawuhd und früher noch. Lache nicht, Herr, wenn ich dir sage, daß dieser Baum alles weiß, was hier geschehen ist! Bäume leben und sie denken wie Menschen. Sie leiden mit denen, an die sie gewöhnt sind und die

sie lieben. Du siehst, daß die Kugelwunden im Stamm nicht heilen wollen. Früher nisteten auch unzählbare Taubenpaare in dem Baum. In diesem Jahre meiden sie ihn. Siehst du, wie der Wipfel verdorrt ist? Wisse, daß der Baum um Ismail trauert und sterben wird. Auch die Rosen an der Quelle blühen diesmal nicht, weil der, der sie pflegte, von ihnen gegangen ist. Nimm noch eine Schale Kaffee, um mein Herz zu erfreuen! Deine Gegenwart ist für mich süßer als Fruchtsaft und wohlriechender als Moschus. Denn die alten Tage des Glückes werden wieder lebendig, wenn ich dein Antlitz sehe. Vergib, wenn ich dir sage, daß auch du älter geworden bist und an Fröhlichkeit verloren hast, mein Bruder. Mag sein, daß du Leid erfuhrst. Aber glaube mir, dem Hadschi Hussein Mechmed, der vieles erfahren hat: Alles ist nur Schein und die Wirklichkeit ist nicht in diesem Leben. Tausend Freuden erwarten später den Rechtgläubigen. Neige dein Ohr zu mir und ich will dir sagen, daß jeder rechtgläubig ist, der Gott anruft! Gott kümmert sich nicht um die vielen Namen, die ihm die Menschen gegeben

haben. Nenne ihn, wie es deiner Zunge am besten taugt: Es ist nur ein Gott, ein Allerbarmer und Herr! Alle guten Menschen sind seine Kinder und auch die Verirrten, deren Herz mit Sünde befleckt ist. Nur die wahrhaft Bösen fallen den Scheïtanin anheim. Niemand wird sie stützen, wenn sie am letzten Tage über Es Sireth, die Brücke des Todes, wandeln müssen, die schmäler und schärfer ist, als die Schneide des Handschars, und unter der die Dschehenna glüht. Niemand weiß, wie es mit ihnen sein wird, ob sie in Flammen sich winden oder als unreine Tiere in Staub und Unrat leben müssen fortan.

Ein schwatzhafter Greis füllt das Ohr des Gütigen mit vielen unnützen Worten. Verzeih' es mir! Tage- und tagelang spreche ich mit niemand, als mit dem einäugigen Schafhirten Jurje, der mir Nahrung bringt und als einziger treu geblieben ist von allen Dienern. Die Freude, dich zu sehen, hat meine Zunge gelöst und auch der Kummer, den ich wegen des Maulbeerbaumes erdulden muß. Darf ich dir davon sprechen? So höre denn, mein Freund und Bruder: sie wollen

mir den Baum nehmen! Dort drüben auf dem Hügel baut man eine Karaula für die Zollwächter der neuen Regierung und es fehlt an Holz. Von allen Seiten schleppen sie Stämme herbei. Zweimal waren sie schon mit Äxten da und gingen wieder, weil ich sie bat, den Baum zu schonen. Auch unter den Feinden, die das Land unserer Väter in Besitz genommen haben, sind mitleidige Menschen. Aber ich fürchte mich Tag und Nacht, daß sie wiederkehren und meine Seele mit schwerer Schuld beladen. Denn in diesem Bund Stroh, auf dem ich sitze, ist das Gewehr Ismails verborgen, seit sie das erstemal hier waren. Schüttle dein Haupt nicht! Dein Gesetz ist anders als meines. Auch kann ich ohne den Baum nicht leben. Ich habe nichts anderes als ihn. Er sieht mich mit tausend Augen an und winkt mir mit den Blättern, denn er ist mein Freund, seit ich auf Erden wandle. Nicht deshalb würde ich töten. Aber die Wurzeln des Baumes haben das Blut Ismails getrunken und mein Sohn lebt im Baume. Ich weiß es, Herr, ich weiß es. Manchmal weint er, und die Tropfen fallen auf meine Hand, warme Tropfen.

Es ist nicht der Tau, Tauwasser ist kalt, Herr. Es sind Tränen meines Sohnes. Ich bin alt und schwach und gestört, aber ich kenne das Gesetz. Es zwingt mich, dem das Leben zu nehmen, der meinen Sohn zum zweitenmal tötet. Und, bei Gott, ich werde so tun!

Bruder und Freund, höre mich! Du kennst euren Konsul Efendi. Er hat große Macht. Der Jüsbaschi der feindlichen Truppen, der die Männer mit den Beilen aussendet, schüttelt dir die Hand und grüßt dich von weitem. Sprich du mit diesen beiden, wenn du mich deiner Fürsorge für wert hältst. Sage ihnen, daß den Barmherzigen der reichste Lohn gewiß ist. Auch habe ich noch zwei goldene Liras verborgen und eine silberne Kanne. Sage ihnen, daß ich bald sterben werde und daß dann der Baum in kurzer Zeit verdorren wird. Dann mögen sie ihn nehmen! Dies bittet Hadschi Hussein Mechmed, ein unglücklicher und machtloser Mann. Willst du so zu ihnen sprechen? O Herr, o Freund, wie danke ich dir! Du willst es wirklich tun? Möge dich das Glück nie verlassen! Möge dir alljährlich ein Kind erblühen, rosig wie die Pfirsichblüte und

stark wie ein Füllen von edlem Blut. Dein Ruhm soll glänzen wie die goldenen Dächer Stambuls und auf deinem Wege sollen Blumen und Früchte wachsen. Vergiß mich nicht und sei auch gegen andere Unglückliche barmherzig. Und nun reite, Herr! Höre, der Baum rauscht mit allen seinen Blättern, obwohl die Luft ruhig ist. Der Sonnenball steht gerade über dem Beridagh und färbt die Gipfel mit der Röte des Abends. Der Schatten, in dem du mein Herz erquickest, ist doppelt so lang geworden. Lebe wohl, o Bruder! Sieh, ich will dir nachblicken, bis du auf jenem Hügel angelangt bist, auf dem sich der Pfad abwärts wendet. Dort sieh noch einmal zurück. Mein Herz zittert vor Liebe. Blicke mich nicht mehr an. Niemand soll es sehen, wenn ein Krieger weint. Reite, Herr, und wisse, daß meine Seele dich begleitet!"

Die Tigerin.

Es war so wie vor Zeiten. Wir saßen im Speisesaal des Hotels zwischen mattleuchtenden Seidenschirmen, blitzendem Silberzeug und blanken Gläsern, in denen ruhelos die feinen Perlen des blaßgelben Schaumweines emporstiegen. Ein Fest des Wiedersehens. Seit dem Tage, an dem die Flammen der Begeisterung hoch emporschlugen und endlose Truppensäulen durch die Straßen zogen, hatte ich mit Frank nicht mehr gesprochen.

Er hatte viel zu erzählen gehabt, mehr, als er einst von seinen überseeischen Reisen zu sagen wußte, und nun war in unser Gespräch jene Pause gekommen, in der man von eigenen Gedanken übermannt wird, die im Anschluß an das Gehörte auftauchen. Die Geigen im Saal spielten einen süßen Walzer aus irgend einer der neuen Operetten, gedämpftes Lachen, gemurmelte Worte und jenes leise

Klirren und Klappern, das auch trotz wohlerzogenster Handhabung der Eßgeräte unvermeidlich ist, verbanden sich zu einem einschläfernden Geräusch. Mein Blick, der solange auf den scharfgeschnittenen, braunen und mit den vielen feinen Fältchen tieferer Erlebnisse gezeichneten Gesicht des Freundes geruht hatte, wandte sich, gewohnheitsmäßig beobachtend, den anderen Tischen zu. Es war die hier gewöhnliche, die vornehmen Äußerlichkeiten der guten Gesellschaft besitzende oder wenigstens nachahmende Menge. Ganz plötzlich aber, wie durch einen jähen Blitz gebannt haftete mein Blick auf dem bildhaft schönen Gesicht einer schlanken, blonden Frau in einem tiefausgeschnittenen schwarzen Seidenkleid. Trotz ihrer großen Schönheit (oder war sie nur so verwirrend hübsch?) sah ich zwei Absonderlichkeiten an ihr, die aber seltsamerweise ihrer Anmut und ihrem unbeschreiblich zwingenden Reiz keinen Abbruch taten. Sie hatte in ihren hellblonden, ja goldglänzenden Haaren zwei oder drei Strähne von dunkler Farbe, die fast wie die Linien in einem schön gezeichneten Fell wirkten. Ihre Augen waren hellgrün. Als einzigen Schmuck trug sie zwei ungewöhnlich große, rotfunkelnde Rubin-

tropfen an einem ganz dünnen Kettchen um den weißen Hals, und ein schmaler Goldreif mit demselben Stein schmückte den Mittelfinger ihrer linken Hand. Es ist unmöglich, den eigenartigen Zauber zu schildern, den der Anblick dieser Frau augenblicklich auf mich ausübte, und es ist sicher, daß ich sie länger, als es höflich ist, anstarrte. Sie bemerkte wohl, daß mein Blick gefesselt an ihr hing; denn um ihre tiefroten Lippen spielte ein Lächeln wie ein Schlänglein und ihre Augen leuchteten in einem grünen Strahl auf. Über mich aber kam ein unfaßbares Gefühl, einer jener geheimnißvollen Anfälle, die man Vorahnung zu nennen pflegt, und die mir nicht fremd sind. Ich sah nämlich ganz unvermittelt statt der schönen Züge der fremden Frau eine völlig leere, längliche Scheibe, das grauenhafte „fehlende Antlitz" der chinesischen Gespenster, über das ich vor kurzem einiges gelesen hatte. Eine kalte Hand strich mir über den Rücken und ich wendete den Blick von den wieder sichtbar gewordenen Umrissen ab.

„Was hast du?" lachte Frank, indes der Kellner aus umwickelter Flasche die Gläser füllte. „Was schaust du denn so?"

„Sieh dich einmal vorsichtig um," antwortete ich. „Die Dame dort an dem kleinen Tisch — —."

Er wandte sich behutsam, zuckte zusammen und eine fliegende Röte ging über seine mageren Wangen.

„Die Tigerin — —" murmelte er. Seine Hand, die nach dem Glase griff, zitterte heftig.

„Du kennst sie — —?"

„Hier also — —," sprach er mehr zu sich als zu mir, „hier finde ich sie — —."

Sein Benehmen erschien mir so auffällig, daß ich es vermied, zu fragen. Aber nach einer Weile begann er von selbst zu sprechen — — aufgeregt und hastig.

„Du wirst vielleicht lachen — —. Aber wenn ich diese Frau sehe — —. Kurz und gut — — wenn es dich nicht langweilt, will ich dir von ihr erzählen. Das erstemal sah ich sie vor Jahren in Monte Carlo. Wir nannten sie wegen der merkwürdigen Streifen im Haar die Tigerin. Das war ein dummer Spaß und für mich gewann dieses Wort eine tiefere Bedeutung. Du wirst mich bald verstehen. Ich sah sie also damals in Gesellschaft eines jungen Russen, der sie mit Geschenken überhäufte. Man sprach viel

von den beiden und wenn sie bei Ciro aßen, sah alles zu ihnen hin. Der Russe war ein auffallend schöner Mensch, und man wunderte sich nicht darüber, daß er offenkundig Glück bei Frauen hatte. Damals tauchte die berühmte Tänzerin d'Orla in Monte Carlo auf, und bald danach bemerkte man, daß der Russe sich von der Tigerin abwendete und der neuen Erscheinung den Hof machte. Die blonde Frau saß ein paar Tage allein an ihrem Tisch und sah lächelnd zu, wie der Mann, der täglich in ihrer Gesellschaft gewesen war, mit der d'Orla saß. Eines Morgens aber war alles in Aufruhr, an einem schönen, blaugoldenen Morgen. Der junge Russe hatte sich nachts im Park erschossen. Kein Mensch wußte, warum. Er war sehr reich, spielte niemals und war am Abend vor seinem unbegreiflichen Selbstmord in heiterster Laune gewesen."

Mein Freund trank einen Schluck aus seinem Glase und tat einen schiefen Blick in die Richtung der Frau mit den Rubinen. „Später sah ich sie in Paris. Sie kam zu Paillard, wo ich zu essen pflegte, mit einem braunen, schlanken Mann, der mir sehr bekannt vorkam. Nachher erfuhr ich, daß er der be-

kannte Flieger Derieux sei, dessen Bild ich oft in den Blättern gesehen hatte. Dann entdeckte ich das Paar im Grand Hotel, wo sie wohnten. Ganz Paris begeisterte sich damals für Derieux, den Flieger Frankreichs, den nationalen Heros der Lüfte, den einst das klingende Schwirren der Goldflügel begleiten würde, wenn die Siegesgöttin den Rhein überschweben werde. Du kennst ja diese Redensarten, mit denen einige Maulhelden das kriegsmüde Volk ständig in Erregung hielten. Natürlich wurde auch über seine Freundin in den höchsten Tönen geschrieben.

Eines schönen Tages aber meldete sich die wirkliche Frau Derieux, eine kleine, verhärmte Auvergnatin, und kam mit ihren drei Kindern geradewegs in das vornehme Hotel. Es gab einen fürchterlichen Auftritt, in dem das verlassene Frauchen siegte und ihren Gatten, der im Grunde ein guter, nur etwas eitler Junge war, nach Hause schleppte. Bei dem großen Wettkampf mit Garros, der in Gegenwart von Hunderttausenden stattfand und bei dem sich die beiden Wagehälse an tollen Kunststücken in der Luft überboten, löste sich plötzlich eine Tragfläche

von Derieux' Flugzeug, das sich sogleich wie ein angeschossener Vogel drehte und in furchtbarem Sturz zu Boden schlug. Der Mann war natürlich sofort tot — —. Die Tigerin, diese Frau dort drüben, saß in den ersten Reihen der Zuschauer. Ich sah sie — — ich sah sie lächeln — — während das wilde Schreien von Derieux' Frau und Kindern in aller Ohren gellte — —. Sie lächelte und da draußen lag unter einem Gewirr von Kupfer, Aluminium, Holz und Draht ein zuckender, blutiger Klumpen — —."

Ich wollte etwas sagen, aber Frank fuhr hastig fort:

„Ich bin noch nicht fertig — —. Vor dem Kriege war ich mit Mac Dunar in Montreux. Wir kamen aus Indien. Oh, es war herrlich — —. Das muß ich dir später einmal erzählen. Ein lieber Bursch war der Schotte — — mehr, ein Freund war er. Für ihn hätte ich bei Gott Fürbitte eingelegt, wenn seine Strafe über England kommen sollte. Da erschien sie. Er verliebte sich sofort in sie, obwohl er auf seine Braut wartete, die kommen sollte. Was ich sprach, war in den Wind geredet. Er lachte und meinte, das kleine Abenteuer dauere nur bis zu dem

Tage, an dem Mabel käme. Ich konnte ihn nicht halten, aber ich war froh, als seine Zukünftige mit ihren Eltern eintraf und diese Dame mit den gestreiften Haaren wieder allein an ihrem Tisch im Speisesaal saß. Mochte sie lächeln! Ich bemerkte sehr wohl, wie sehr Mac Dunar seine kleine Untreue bereute und wie sehr er sich mühte, seiner reizenden Braut jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Nur — es dauerte nicht lange. Im Juli war der große Sturm auf dem See. Mac Dunar war früh mit seinem kleinen Segelboot hinausgefahren und kam mittags nicht zurück. Er kam überhaupt nie mehr zurück. Das gekenterte Boot wurde gefunden — —."

Er trank sein Glas hastig aus und sagte ganz unvermittelt:

„Würde es dich sehr belästigen, mit mir den Platz zu tauschen? Das Licht blendet mich so — — und mein rechtes Auge ist seit dem Streifschuß überempfindlich."

Ich war so erstaunt, daß ich ohne weitere Bemerkung aufstand und mit ihm den Sessel wechselte. Ich wußte augenblicklich, daß er sie sehen wollte

— — die Frau, von der er soeben so Schlimmes erzählt hatte.

„Es ist nicht deshalb — —," sagte er verlegen, als hätte er meine Gedanken gelesen. „Schön ist sie, aber — findest du nicht auch? Man begreift es, daß — — nun, daß sie auf Männer wirkt."

„Ja, sie ist sehr schön," sagte ich. „Aber ich meine, du wüßtest genug üble Zufälle oder wie du es nennen willst, die eine nähere Bekanntschaft mit ihr im Gefolge haben, um wunschlos zu sein — — in dieser Richtung."

„Ach Gott, wer denkt denn daran — —," sagte er leichthin und hob sein Glas etwas, als wollte er das Aussehen des Weines prüfen. Ich sah aber deutlich, wie er fast unmerklich grüßend das Haupt neigte.

Gleich danach stand die Frau auf und glitt an unserem Tisch vorüber. Ihr Gliederspiel erinnerte an die geschmeidigen und furchtbaren Bewegungen großer Raubtiere. Im Vorbeigehen sah sie Frank an und lächelte auf ihre seltsame Art. Sein Blick folgte ihr wie ein Hündchen — —.

Wir schwiegen beide — verstimmt und übel-

launig. Das Gespräch wollte nicht mehr recht in Gang kommen und wir standen bald auf. Übermorgen abends wollten wir uns wieder treffen.

Ich schlief in dieser Nacht sehr unruhig. Einmal sah ich im Finstern zwei hellgrüne Augen flimmern und fuhr auf. Gegen Morgen träumte mir, ich sei mit Frank auf der Jagd. Wir gingen durch einen mir wohlbekannten Föhrenwald. Plötzlich sprang hinter einem Gebüsch ein Tiger hervor und warf meinen Freund zu Boden. Ich wollte ihm helfen, aber er lachte und rief: „Hier gibt es ja gar keine Tiger!“ Da lachte ich auch und sah zu, wie der Tiger ihm mit einer weißen Hand, an der ein Rubinring funkelte, ganz einfach das Herz aus der Brust nahm und es sich um den Hals hing. — — Dann war ich allein und rief nach Frank. Schließlich kam eine Frau mit weißer Haube und sagte: „Ich weiß, wo er ist. Ich bin die Frau des Fliegers Derieux.“ Und dann erwachte ich mit klopfendem Herzen. Am Abend blieb ich zu Hause.

Am nächsten Morgen sandte mir Frank eine Absage. Er müsse sofort nach Salzburg fahren. Ein Telegramm nötige ihn. Viele Grüße und auf Wiedersehen.

Eine dumpfe Angst trieb mich, im Hotel zu essen und mich nach der fremden Frau zu erkundigen. Sie sei abgereist, sagte mir der Kellner. Beim Pförtner erfuhr ich, daß er ihr eine Fahrkarte nach Salzburg besorgt hatte. Nun wußte ich alles.

— — — — — — — — — — — — — —

Frank war längst wieder an der Front und stand mit seiner Batterie irgendwo in Venetien. Manchmal schrieb er eine Karte und nie vergaß er, einen Scherz zu machen, der sich auf die Tigerin bezog. „Du weißt, daß ich im Begriffe stehe, mich zu verloben," schrieb er, „und es wäre hoch an der Zeit, daß der Zauber einsetzt. Gelegenheit dazu ist reichlich vorhanden. Auch jetzt, während ich schreibe, regnet es Zuckerhüte, die allerliebst knallen, für die nämlich, die noch Gelegenheit haben, etwas zu hören."

Ein andermal bat er mich in einem etwas ernster gehaltenen Brief, wegen seines damaligen „schnöden" Abschiedes nicht böse zu sein. Das ganze Erlebnis gehöre zu den größten Enttäuschungen seines Lebens. „Einen kurzen, wüsten Traum" nannte er das Ganze. Und zuletzt kam ein Brief, in dem

er mir glückstrahlend mitteilte, daß der Brief an das Mädchen, das er zu seiner Frau machen wolle, Erhörung gefunden habe. Er sandte mir sogar ein Bild von ihr.

Dann kam lange Zeit keine Nachricht. Ich verstand das sehr wohl. Verliebte haben für Freunde wenig Zeit. Und es rührte mich fast, als auf einmal ein Telegramm kam, das mich zur Kriegstrauung einlud, und mir den Tag und die Stunde seiner Ankunft auf einem Wiener Bahnhof bekanntgab. Dort wolle er mich dann seiner Braut und ihren Eltern vorstellen.

An dem Abend, an dem er kommen sollte, war ich pünktlich dort und nahm mir eine Bahnsteigkarte. Ich bemerkte sofort eine Gruppe von drei Personen, die gleich mir auf den Zug warteten. Ein alter Herr mit weißen Haaren und eine noch immer hübsch aussehende, rosige Dame standen im heitersten Gespräch mit einem sichtlich ungeduldig harrenden, lieben Mädchen, in dem ich Franks Braut nach dem Lichtbilde erkannte. Ungeduldig war auch ich und ging in der kalten, rußigen Halle auf und ab.

Und plötzlich stand ich still, fast gelähmt vor Schreck — —. Wohl zwanzigmal war ich an den Fenstern des leeren Wartesaals vorübergegangen, ohne etwas zu bemerken. Aber in diesem Augenblick sah ich ganz deutlich ein Gesicht hinter den Scheiben, ein weißes, höhnisch lächelndes Gesicht unter einem Helm von goldenem Haar, in dem dunkle Streifen waren, und blickte in zwei hellgrüne Augen, die mich anstarrten — —. Die Tigerin — —! Aber die Züge verwischten sich und das entsetzliche, leere Oval der chinesischen Geisterfrauen ohne Gesicht schwebte hinter dem schmutzigen Glas — —. Ich zwang mich mit Gewalt zu ein paar raschen Schritten — —. Der Wartesaal war leer, leer wie zuvor — — kein Mensch darin.

Da hörte ich ein Brausen vieler Stimmen, hörte das harte Trommeln von Fäusten und Füßen an stark geschlossenen Türen, sah Bahnbeamte laufen, vernahm Aufschreie und zornige Rufe — —. Der Zug, auf den wir warteten, war knapp vor dem Ziel in eine Reihe von Güterwagen hineingefahren — —.

Unter den Toten war auch mein Freund Frank.

König Nurredin.

Königl. Hofbuchdruckerei.

Immer wieder mußte Eva hinsehen. Das schmale, gebräunte Gesicht des Fremden in der Loge gegenüber übte einen seltsamen Zauber auf sie aus, wie keines Mannes Antlitz es bisher vermocht hatte. Auch wenn sie die Lider schloß, sah sie die dunkeln, ruhigen Augen auf sich gerichtet in stummer Frage.

Die Musik Bizets berauschte sie förmlich; sie trank die Töne wie alten, goldigen Wein; die streichelnden Klänge der Geigen, die mächtigen Posaunenrufe machten ihren jungen Leib erbeben. Der Zuschauerraum mit dem andächtig schweigenden Menschen versank in tiefen Schatten und wie verzweifelte Klage, wie das Stöhnen der Sehnsucht ertönte Djamilehs Lied:

Nurredin, König von Delhi,
Ist ein gar schöner Held,
Stark wie Gott hält er zusammen
Mit kühner Hand die ganze Welt.

Sie saß wie gebannt und fühlte den brennenden Blick des fremden Mannes. Erst als der Vorhang gefallen war, erwachte sie durch den tosenden Lärm, zu dem das Händeklatschen, das Aufstehen und Drängen der Opernbesucher sich vereinigten. Mechanisch schlüpfte sie in den weiten Pelzmantel, den der Diener gebracht hatte, und folgte ihren Eltern. Die Loge gegenüber war leer.

In dieser Nacht hatte sie einen sonderbaren Traum. Ganz allein stand sie unter einer großen Menge Volkes; die Leute waren braun, manche heller, andere fast schwarz, alle in weite, bunte Gewänder gekleidet. Sie blickten in großer Erwartung auf ein hohes, kupfernes Tor, zu dem breite Stufen emporführten. Es war das Tor eines riesigen Palastes aus schneeweißem Marmor, bedeckt mit Skulpturen und Zieraten; unzählige Türmchen und durchbrochene Kuppeln hoben sich in märchenhafter Pracht vom dunkelblauen Himmel ab. Palmenkronen schwankten unter den wilden Sprüngen spielender Affen. Da tönten Gongschläge und grelle Flötenklänge, das Klirren von Waffen. Rasselnd öffneten sich die Flügel des Tores, rot

in der Sonne funkelnd, und alles Volk neigte sich tief zur Erde. Aus dem Tore aber, an der Spitze seines Gefolges, schritt der König. Tausend Strahlen blitzten von der Diamant-Agraffe, die den wehenden Reiherbusch auf dem Turban aus weißer Seide festhielt, sein Gewand aus Goldstoff schien zu glühen, in allen Falten sprühten farbige Diamantlichter. Es war der Fremde, dessen Augen sie so lange angesehen hatten am Abend. Und als er sie im Traum erblickte, lächelte er ein wenig und blieb stehen. Dann tat er rasch ein paar Schritte gerade auf sie zu, brausender Jubelruf erscholl: Nurredin! Nurredin! und sie breitete beide Arme nach ihm aus.

Eva saß traurig in ihrem Bett und versuchte, den Traum festzuhalten. Aber das Bild verblaßte immer mehr, das weiße Schloß verlor seine Umrisse, grauer Dämmer legte sich auf die freudigen Farben, die sie im Schlaf erschaut. Der Tag war da mit seiner grausamen Erkenntnis, mit dem Hohn des wachen Verstandes. Und alles war nur ein dummer, sinnloser Traum gewesen, ein Erzeugnis der Musik und der Vorstellungen, die der Name des indischen Königs auslöste.

Nur die ruhigen Augen, glänzend wie Steine, sah sie noch einige Tage. — —

Der Winter verging, Frühlingsstürme schmelzten den letzten Schnee und enthüllten alles, was im Herbst gestorben und vom Winter so mitleidig zugedeckt worden war. Ein widriger Geruch stieg aus den Schichten feuchten, verwesenden Laubes auf, und lehmbraune, wildgrollende Flüsse versuchten, Damm und Wehr zu brechen. In den Straßen der Stadt lag des Morgens schmutziger Brei, von allen Dachrinnen fielen rostbraune Tropfen.

Als Eva mit den Eltern zum Bahnhof fuhr, sah sie noch einmal, blitzartig kurz, das Gesicht des Mannes, den sie als König im Traume gesehen. Er stand an einer Straßenecke, als ob er wartete, unbeweglich im Regen. Trotz der raschen Fahrt traf sein dunkler Blick Evas Auge eine Sekunde lang. Ihr Herz erzitterte in Liebe, aber das Bild war verschwunden, wie es gekommen war.

Der Nizza-Expreß trug sie in rasender Eile, keuchend und stampfend über rauchende Felder, durch triefende Forste, an Bauernhäusern und Wegkreuzen vorbei. Am nächsten Tage sah sie das blaue

Mittelmeer, weiße Landhäuser unter schwarzgrünen Zypressen, die wie erstarrte Flammen in die Luft ragten. Ein Schwall von Düften und Farben, abgerissener Singsang und eintönige Bettlerklagen ließen sie jene Augen vergessen.

Es waren schöne, sonnenfrohe Zeiten, die das junge Mädchen durchlebte. Ihre Wangen, die die Farbe alten Elfenbeins hatten, wurden rot, ihr Schritt schwingend. Sie hatte manchmal Lust, beim Gehen zu tanzen, so leicht und frei fühlte sie sich. Und mit den zwei kleinen Engländerinnen, die Zwillingsschwestern waren und nur durch verschiedene Haarschleifen unterscheidbar waren, spielte sie Tennis den ganzen Tag. Öfters fuhr sie auch mit ihren Freundinnen und deren schweigsamem Bruder Percy, der nur selten zu ihr sprach und sehr rot wurde, wenn sie ihn ansah, hinaus und freute sich kindisch, wenn die kleine, zierliche Jacht des jungen Sportsmanns mit raumem Wind über die hüpfenden Wellen schoß, mit dem eleganten Bug das Wasser schneidend. Sie begann aus ihrer Verträumtheit zu erwachen. Die leise Trauer, die ihr freudloses, verfeinertes Leben mit sich gebracht hatte,

die ständige Verstimmung empfindlicher Nerven, alles schwand im kräftigen Geruch des Salzwassers und den eisig-kühlen Mistralböen, die von den Cevennen gesaust kamen und zu schleunigem Reffen zwangen.

Ach, wie anders war das doch alles, als das eintönige Leben zu Hause in Wien, das wie ein Pendel schwang zwischen steifen Jours bei gleichgültigen Menschen, schweren Konzerten, englischen Sprachstunden und ehrwürdigen Lustspielen im Burgtheater. Sie erinnerte sich, wie sie einmal ein Ladenmädel beneidet hatte, das an einem tödlich-stillen Sonntag nachmittag in der vornehmen Straße, in der Evas Eltern wohnten, auf und ab spazierte. Ihr Geliebter, ein leidlich hübscher Bursch, bekam ganz offen einen Kuß als Willkommsgruß unter Evas Fenstern und vor einem alten Herrn, der entrüstet mit dem Kopf wackelte. Eva sah den beiden lange nach, sehr lange, bis ein „Nun, mein Kind?“ sie ins düstere Zimmer zurückzwang. Und draußen lag die Straße, hell und schneebedeckt. Sie wäre am liebsten hinausgelaufen, gleichviel, was dann . . .

Hier aber war es schön! Den ganzen Tag klang es, wie Vogelzwitschern: O Evy! Mabel! Grace! Percy! Die kraushaarigen Fischer lächelten verliebt, wenn die drei hübschen, kleinen Damen mit leuchtenden Sonnenschirmen an den braunen Kähnen und silberschuppigen Fischen vorbeigingen und sagten: Pecaïre! wenn einer den andern beiseite stieß, um besser sehen zu können. Percy lernte von ihnen, wie man auf hoher See Bouillabaisse bereitet und beim gelben Licht brennender Pinienzapfen mit der Fischgabel Meerwölfe, graue Aale und scheußliche Kalmars mit Glotzaugen und saugenden Fangarmen aus der Tiefe holt.

Eines Tages kam eine große, weißgestrichene Dampfjacht an, die den blauen Union-Jack führte und warf Anker in dem kleinen Hafen. Die Mädchen gingen gerade zum Strande, als Percy ihnen eilig entgegenkam, mit strahlendem Gesicht. Er brachte den Besitzer der schönen Jacht mit, seinen besten Freund vom College her, Thomas O'Brien. Das war ein prächtiger, schlanker Bursch mit klaren, blauen Augen. Er schüttelte ihnen die Hand, es tat fast weh . . .

Und dann fragte er den Hotelier, der sich mittlerweile genähert hatte, ob sein Diener schon angekommen sei? Nein? Nun, das schade auch nichts.

Von Anfang an bemühte sich O'Brien um Eva. Das sahen alle, Percy mit unklaren Gefühlen, die Zwillinge neidlos und sich köstlich unterhaltend. Percy tröstete sich bald; die Herzenswunde war nicht tief genug, um ernstlich weh tun. Und O'Brien, der bei seiner Ankunft mit großer Wichtigkeit erklärt hatte, er könne unmöglich länger bleiben als drei Tage, die zum Kohlennehmen nötig seien, nicht eine Stunde darüber, war nun schon zehn Tage da und hatte seine ganze Mannschaft bis auf eine Schiffswache beurlaubt.

Evas Eltern hatte er sich natürlich gleich am ersten Tage vorstellen lassen. Schließlich zeigte es sich, daß er den ganzen Winter in Wien verbracht hatte. Und hier an der Riviera lernte man sich erst kennen.

Köstliche Tage waren das! O'Brien war ein richtiges Sonnenkind, anders konnte man es nicht nennen. So viel Wärme und Freundlichkeit strömte aus seinem guten Herzen, aus seinen ehrlichen Augen.

Und immer war das Glück mit ihm, mochte er nun in Monte Carlo ein paar Goldstücke auf den grünen Tisch werfen oder bei schlechtem Wind ausfahren. Die Karten zeigten seine Farbe, der Wind sprang für ihn um. Alle Bettler lobten ihn, und die kleinen Mädchen, die das Haar offen trugen, sagten, ohne ihn zu kennen: Bonjour, Monsieur!

Eva wußte sehr bald, wie es mit ihr stand. Ihre Wangen wurden allzu rot, wenn O'Brien ihre Hand streichelte, was er oft tat. Trotz aller Männlichkeit hatte er etwas von der Zärtlichkeit einer Frau an sich. An ihm war kein Arg. Er war gewiß in seinem Herzen so unschuldig wie Eva, wenn auch seine Erfahrungen anderer Art sein mochten.

Die beiden ließ man jetzt oft allein. Evas Vater hatte längst Erkundigungen eingezogen, und ihre Mama lächelte ermunternd, wenn die jungen Leute fortgingen. Die kleinen Engländerinnen übten sich in harmlosen Neckereien. Percy hatte sich eine Schifferpfeife angeschafft und fuhr mit Vorliebe bei schwerem Wetter hinaus, zum Schrecken seiner Schwestern. Es gefiel ihm ganz gut, ein wenig unglücklich zu sein, besonders, da es nicht sehr schmerzte.

Eines Abends nahm O'Brien Evas Hand und murmelte etwas, das nicht recht heraus wollte. Dann faßte er sie plötzlich um die Taille und gab der sanft Erschrockenen einen Kuß. Eva schmiegte sich an ihn und schloß die Augen.

Als sie nach Hause kamen, traten sie Hand in Hand ins Zimmer. Evas Mutter begann zu weinen; lind wie Sommerregen fielen die Tränchen. Papa sprach ernste, lange vorbereitete Worte, die Zwillinge jubelten, und Percy bemühte sich, seine glatte Stirn in Falten zu legen. Es ging ihm ein bißchen nahe, bis zum ersten Glas Champagner. Italienische Sänger waren im Vorraum, das Meer rauschte und Zikaden zirpten im Garten. Auf allen Dingen lag ein Hauch von Glück; Kellner und Hoteldiener sahen vergnügt aus, und die alte, vertrocknete Lady, die sonst Traktätchen an den schönsten Aussichtspunkten verstreute und feindselige Brillen trug, nickte dem Brautpaar freundlich zu. Und der Direktor brachte ein großes, prächtiges Bukett, das duftete und schimmerte in Weiß, Violett und Rosa.

Spät abends gingen die drei Mädel Arm in Arm in den Park und lachten leise. Goldene Sterne

zogen langsam über den Himmel. Auf einmal fuhr Eva heftig zusammen, gerade vor ihnen bewegte sich raschelnd ein Strauch, auf den der schwache Schimmer einer Gartenlaterne fiel. Ein braunes starres Gesicht, in dem zwei schwarze Augen flackerten, erschien, ganz plötzlich, dann rauschten die Zweige ineinander, nichts war mehr zu sehen, kein Laut zu vernehmen.

Die Schwestern lachten über den Schreck. Ein armer Teufel, dem der herrliche Garten ein lockendes Nachtquartier schien, hatte sich wohl in dem Busch versteckt und war gewiß am meisten erschrocken, als er Schritte nahen hörte. Aber damit war Eva nicht geholfen. O, sie hatte ihn wohl erkannt! Eine unerklärliche Bangigkeit überfiel sie. Was blickten seine Augen so böse? Und was tat der Fremde hier, tief in der Nacht, im verschlossenen Garten des Hotels?

Es dauerte lange, bis ihre Angst sich legte. Erst im Haus, an der Seite des Geliebten, von seiner Liebe wie von einem Mantel umhüllt, fand sie Ruhe vor der Qual jener haßerfüllten Augen.

Ach — und der Champagner, die Aufregungen

des Tages, vielleicht eine unbestimmte Ähnlichkeit! Sie zwang sich geradezu, nicht mehr daran zu denken, und es gelang ihr auch. Als sie endlich in ihr Bett schlüpfte und das Licht löschte, kam ein so tiefes Glücksgefühl über sie, daß sie wie betäubt einschlief.

Am nächsten Morgen waren Katzenpfötchen auf der stahlblauen See. Eva stand schon sehr früh auf und atmete die frische Luft mit Wohlbehagen. Unter ihren Fenstern lag die bestaubte Straße, durch den Vorgarten vom Hotel getrennt. Ein Karren fuhr vorüber mit quietschenden Rädern, der Esel schüttelte lustig sein glöckchenbesetztes Geschirr, und der kleine Wagenführer grüßte zu ihr herauf. Ganz fern lag ein schmaler schwarzer Strich auf dem Wasser: der große Dampfer, der gestern signalisiert worden war. Eine lange Rauchwolke zog am Horizont.

Wie leer heute die Straße war! Sonst kam um diese Stunde allerlei Volk des Weges: Frauen mit köstlichem Obst beladen, wandernde Sänger, fahrende Musikanten und ab und zu ein arabischer Händler, der schlechte Seidenstoffe feilbot. Müßiggänger pflegten unter den Fenstern zu lungern, um eine Gelegenheit zu leichtem Geldverdienst zu erspähen.

Heute war niemand da, nur ein gedämpftes Murmeln, das entfernte Geräusch vieler Stimmen schien näherzukommen. So bald zeigte sich nichts. Einige Gassenbuben liefen mit flinken, nackten Sohlen vorbei und riefen etwas, mit wilden Gesten nach rückwärts deutend. Ein Gendarm in dunklem Rock und blauen Hosen trabte eilig der Stadt zu. Das Summen kam näher; einzelne erregte Rufe erschollen. Was mochte geschehen sein?

Endlich wälzte sich ein Menschenhaufe heran. Eva spähte neugierig hinunter. Immer deutlicher hoben sich die einzelnen Gestalten von der buntscheckigen Masse ab, die aufgeregt und schnatternd vorwärtsdrängte. Der Zug näherte sich ihrem Fenster — und da, fast hätte sie laut aufgeschrien —, zwischen zwei Wachleuten, gefesselt, in zerrissenem Gewand, blutend, schritt der Mann, dessen Augen ihr gestern aus dem Magnolienstrauch entgegengestarrt hatten. Der Mann, der damals in der Loge saß, dessen Augen sie so lange nicht vergessen konnte. Er war seltsam genug anzusehen in seinen weiten, faltigen Kleidern, mit nackten Füßen, die in gelben Saffianpantoffeln steckten. Er sah vor sich hin, sein

Gesicht war blaßbräunlich, und die blanken Zähne gleißten wie die eines Raubtiers zwischen schmalen Lippen. Eva wagte es kaum, ihn anzusehen. Und plötzlich hörte sie den Namen ihres Verlobten und das Wort assassin. Die Leute riefen es denen zu, die herbeiliefen und zeigten auf den Gefesselten.

Einen Augenblick mußte sich das junge Mädchen an der Brüstung festhalten, um nicht zu fallen. Eine siedende Blutwelle stieg ihr zu Kopf, ihre Schläfen hämmerten. Sie fand noch die Kraft, die Hoteltreppe hinunterzulaufen und sank taumelnd in die Arme O'Briens, der auf sie zueilte.

Es hätte schlimm genug ausfallen können. Gestern abend war endlich O'Briens indischer Diener angekommen, auf den er seit Tagen wartete. Etwas schlaftrunken und ein wenig weinbeschwert war O'Brien nach Hause gegangen und hatte sich zu Bett gelegt, um sofort in Schlaf zu sinken. Gegen Morgen war er zufällig erwacht. Da er aber sehr müde war, schlossen sich seine Augen sogleich wieder; er war auf der Grenze zwischen Schlaf und Wachen, als ihn ein leises, gleitendes Geräusch halb ermunterte. Zuerst hielt er es wohl noch für einen

Traum, als er den Inder mit stoßbereitem Kris an seinem Bette sah. Dennoch fand er die Kraft, aufzuspringen, als jener den Arm hob. Ein brennender Schnitt in den Unterarm — im nächsten Augenblick rollte der Hindu, von O'Briens harter Boxerfaust an den Kiefer getroffen, ächzend auf den Teppich. Der Kris flog klirrend an den Fuß des Bettes. Der Engländer band dem Halbbetäubten kaltblütig mit dessen Turbantuch die Hände und klingelte. Dann erst wusch er sorgfältig den Schnitt an seinem Arm, der gehörig blutete. Und jetzt führte man den Inder auf die Mairie.

O'Brien schwieg und strich leise über Evas kalte Hände; sie saß ganz erschöpft in einem Strohsessel. Das kleine Gläschen Kognak, zu dem ihr Bräutigam sie genötigt, hatte ihr wohlgetan.

Warum der Diener, der sich viele Jahre als treu und verläßlich gezeigt hatte, jählings einen Mord an seinem Herrn versuchte, wußte O'Brien nicht. Wenigstens zuckte er die Achseln und sagte etwas zwischen den Zähnen.

Dann kamen die beiden Schwestern gelaufen, blond und rosig, mit Tränen auf den Wangen, und

lachten und weinten. Sie küßten Eva, O'Brien und ihren Bruder, der ganz verdutzt und nachdenklich dastand. Eva und er sahen sich kurz an, und es war ihr, als dächten sie beide denselben Gedanken. —

Man war wieder ganz ruhig geworden. Eva saß in der Halle und wartete auf ihre Freundinnen. Sie wollte hinaus, gehen bis zur Erschöpfung, nur um das häßliche Bild von heute früh zu vergessen und nachts schlafen zu können. Alle Nerven in ihr zitterten, von Zeit zu Zeit stieg eine würgende, dumpfe Angst in ihr auf und verlangsamte die Schläge des Herzens. Der Kellner, der Kaffee ins Rauchzimmer gebracht hatte, ließ die Tür nur angelehnt, und Eva hörte Percy erregt sprechen und die ruhig antwortende Stimme O'Briens. Deutlich vernahm sie mehrmals ihren Namen, einmal laut mit dem Ausdruck höchsten Staunens von Percy ausgerufen. Da stand sie mit wankenden Knien auf und lauschte an der Tür, zum ersten Mal in ihrem Leben.

Es ist so, wie ich dir sage, Percy, hörte sie Thomas sagen, vier Jahre war er bei mir. Nie hab ich ihm ein böses Wort gesagt. Nur einmal

schalt ich, als er wieder mit seinen hypnotischen Versuchen alle Dienstboten verrückt machte. Weißt du, manche Leute sah er nur an, und sie mußten alles tun, was er wollte. — Willst du mir noch ein Glas von diesem Kräuterschnaps geben? — Danke! — Er gehörte einer Sekte an. „Traumzauber" nannte er seine unheimliche Gabe. Kleine Fehler hatte er: Einmal ging er in meinem Frack ins Theater, da ich verhindert war, mit der Logenkarte, die ich liegen ließ. In Wien war das. Sonst die Ehrlichkeit selbst, viel zu stolz, um zu stehlen! Heute mit dem Kris sah er aus wie ein Amokläufer, der Schaum stand ihm vor dem Munde. Gott sei Dank, daß ich flink genug zuschlug! Es ging um das Zehntel einer Sekunde. „Des Sahib Mädchen ist mein. Traumverlobt! Traumverlobt!" Er muß verrückt geworden sein.

Eva fühlte, daß ihre Füße den Dienst versagen wollten. Krampfhaft drückte sie sich an den Türpfosten, um Halt zu finden.

Sie haben ihn schon in Bombay närrisch gemacht mit ihren Geschichten. Da waren zwei Kerle, die ihm vorplärrten und sich tief verneigten: Du

Königssohn aus dem reinsten Blute von Delhi, schrien sie, du Himmelentsprossener, o Nurredin, was dienest du dem? — Was war das?

Mit einem Sprung war er bei der Tür, und seine Augen blitzten. Dann ging das alte, gute Lächeln über sein Gesicht, und er schloß beide Arme um das bebende, junge Mädchen.

In der heiligen Nacht.

Standen nicht lauter Christbäume in den dunklen Wäldern, durch die der Eilzug fuhr? In ihren grünen Nadelzweigen lag zarter, flockiger Schnee, mit feinen Kristallen bedeckt, die in den Strahlen der untergehenden Sonne glitzerten wie Gold und Silber. Aber der alte, weißhaarige Herr, der im wohlgeheizten und gepolsterten Zimmerchen seines geschlossenen Abteils durch den stillen und festlichen Winterwald reiste, sah nichts von den Schnee- und Lichtwundern. Er war ein harter Mann, den niemand liebte, aber viele fürchteten. Vielleicht lag sein Herz unter dem Schutt und den Trümmern zerstörter Hoffnungen begraben. Vielleicht suchte sein Blick, der ins Leere gerichtet schien, jenes Land, in dem alle die, die er einst lieb gehabt hatte, nun weilten. Es kann auch sein, daß er sein Herz, das unter den Menschen für

böse galt, in jungen Jahren einer Unwürdigen zum Spiele gab und es zurück erhielt als eine Schlacke aus den Feuern des Schmerzes. Wer kann es wissen, woran der müde, alte Mann dachte, der da in den sinkenden Abend hineinfuhr, um bei Verwandten in der Hauptstadt das Weihnachtsfest zu verbringen, bei Vettern und Basen, die im Hinblick auf die Erbschaft des mürrischen Hagestolzes alljährlich zwei Tage lang mit saurem Lächeln seine Schrullen ertrugen.

Sonst saß er auf seinem abgelegenen Landgut, mutterseelenallein in weitläufigen und moderigen Gemächern, die von Düsterkeit und vielerlei Schatten erfüllt waren. Manchmal war es ihm, als höre er in den unheimlichen Spätherbstnächten, in denen der Nordwind über die kahlen Felder johlte, den leichten Schritt knöcherner Füße vor seiner Tür. Solche Tage und Nächte machten ihn nur verschlossener und unbarmherziger, und es war keiner auf dem Gut, der außer dem, was ihm von Rechts wegen zukam, etwas Gutes vom Herrn erfahren oder erlebt hätte.

Nun, da war der Alte also wieder einmal

und fuhr in die Stadt. Der Zug lief mit Windeseile seinem Ziel entgegen, spielte mit Telegraphenstangen Fangball, jagte über donnernde Brücken, unter denen blinkende Wasser rauschten, durchbohrte den Stein der Berge und schleuderte weiße Dampfwolken über die kleinen, geduckten Häuser, die da und dort an der Strecke standen. Schneller aber als das pfauchende und rasselnde Eisentier, in dessen Bauch Menschen saßen, flogen dicke schwarze Wolken von Westen her. Anfangs ließen sie nur winzige weiße Flitterchen herunterfallen. Dann aber stürzte sich die schwarze Wolkenmeute auf die Sonne, schmückte sich an den geballten Rändern mit geraubtem Gold und wandelte schließlich den ganzen Himmel in ein trübgraues, bewegtes Meer, aus dem in immer dichterem Fall große Flocken wirbelten. Der Wind blies mit vollen Backen in das Gestöber, und alsbald sah man vor dem Fenster nichts mehr, als eine weiße, dunkler werdende Wand, die allmählich das letzte Lichtfünklein verschluckte, bis alles in finstere und heulende Nacht getaucht war.

Der Reisende kümmerte sich herzlich wenig um

das Wetter draußen und vertrieb sich auf seine Art die Zeit. Er berechnete im Kopf den Ertrag einer Waldparzelle, die er gegen den Willen des Försters niederschlagen ließ, seufzte über die Kosten einer Ausbesserung in der Sägemühle und las schließlich aufmerksam und allerlei Pläne schmiedend den Kursbericht seiner Zeitung. Aber doch war irgend etwas, das ihn störte und nicht losließ. War es das glückstrahlende Gesicht eines kleinen Mädels mit Hängezöpfen, das mit seiner Mutter und vielen Päckchen eingestiegen war, oder jener trauliche Duft nach Tannennadeln, Lebkuchen und Wachskerzen, der aus der Wohnung des Amtsvorstehers in den Wartesaal drang? Das höhnische Lächeln, das die schmalen Lippen des alten Herrn umwitterte, schwand allmählich, und ganz schüchtern stiegen vergessene Bilder auf und schwanden wieder, noch ehe sie rechte Gestalt bekommen hatten. Waren es nicht die Stimmen singender Kinder, die aus dem Stampfen der Räder klangen? Ach, so viele Vorstellungen und Gedanken waren in den Jahren eines langen Lebens durch das greise Haupt des Mannes gegangen, der da klein und

einsam auf der rotgepolsterten Bank saß und sein Brillengehäuse auf dem Klapptischchen anstarrte, das den Rachen aufgesperrt hielt wie ein kleines Krokodil. Ab und zu warf der Sturm ganze Schneelasten mit dumpfem Schlag an die Scheiben, und an den Biegungen konnte man das angestrengte Keuchen der Maschine hören, die einen Regen von glühenden Funken und schwarzen Rauch in das Flockenstieben warf. Das eintönige Stampfen versetzte den Wagen in eine sanftrüttelnde Bewegung, in ein einschläferndes Wiegen, und als der Reisende einmal kurz die Augen schloß, gewann die Erinnerung Macht über ihn, und in einem kostbaren Augenblick sah er ganz nahe und deutlich das liebe und lächelnde Gesicht der Mutter vor sich, wie sie sorgsam die Lichter des reichgeschmückten und glitzernden Baumes entzündete, und hörte die Geschwister und sich selbst mit hellen Stimmen ein altes und schwermütiges Weihnachtslied singen:

Göttlicher Heiland, der Christenheit Haupt,
Gib, was der Sündenfall Adams geraubt.
Schenke uns deine Huld,
Tilge die Sündenschuld
Jedem, der glaubt!

Wie süß klangen die Stimmlein, wie rein . . .

Da blieb der Zug mit einem jähen Ruck stehen, rollte etwas zurück, stand, zog nochmals an, in langsamer, zögernder Bewegung und blieb dann mitten in finsterer Nacht und im Schneefall stehen. Die Bilder versanken im Nu, und an ihrer Stelle schoß wie Unkraut gemeiner Ärger in der Seele des Greises empor. Es war kein frommes Lied, was auf seine Lippen trat, als ihm ein Blick aus dem wütend geöffneten Fenster klar machte, daß sie mitten auf der Strecke zwischen auseinandergedrängten Schneewellen standen. Offenbar hatte sich die breite Brust der Lokomotive so lange durchgewühlt, als ihre Kräfte reichten. Dann aber stand sie eingepreßt im dichten, schweren Schnee und konnte nicht mehr weiter. Das verrieten auch die lauten, aufgeregten Stimmen des Zugspersonals, das, knietief watend, eine Beratung abhielt.

Der Greis lauerte erbost auf das Erscheinen des Zugsführers. Als der Mann mit der rotledernen Umhängtasche und der Laterne in sein Abteil trat, brach des Alten Zorn los und er

übergoß den Unschuldigen mit einer Flut von Scheltworten.

Der arme Zugsführer war durch vielfachen Verkehr mit erregbaren und galligen Reisenden recht abgehärtet, aber er sah gleich, daß dieser hier ein besonders schlimmer Gast sei, und suchte ihn zu beruhigen. Der Schneepflug werde vom nächsten Bahnwächterhaus telephonisch bestellt und müsse in längstens zwei Stunden da sein. Der Schaffner sei schon auf dem Wege zum Wächterhaus. Man könne nichts machen. Vielleicht wolle der Herr versuchen, ein wenig zu schlafen.

Aber der alte Mann war nicht zu besänftigen. Er schimpfte weiter und meinte, wenn es auch ihm, dem Zugsführer, gleichgültig wäre, wann sie ankämen, ihm, dem Fahrkartenbesitzer, sei es nicht gleich. Er werde es ihm schon zeigen, darauf könne er sich verlassen. Und obwohl der Zugsführer selbst sehr betrübt war, weil er immer daran denken mußte, daß seine Frau und seine Kinder ihn vergeblich mit dem Christbaum erwarteten, sagte er doch nichts, schluckte die unverdienten Grobheiten hinunter und ließ den boshaften und aufgeregten

Reisenden allein. Mit scharfem Geräusch, gewiß heftiger zugeworfen, als es unbedingt notwendig war, fiel die Schiebetür ins Schloß. Der Gutsbesitzer hatte nun niemand mehr, an dem er seine Wut auslassen konnte, als die Zeitung, und so flog sie raschelnd und zerknittert zum Fenster hinaus, mit allen ihren Gedanken, Nachrichten, Anzeigen und Ziffern, die am Tag vorher mühsam gesammelt worden waren.

Ja, nun war es still, und er hatte Zeit, ruhiger zu werden. Man hörte nichts als das feine, wispernde Geräusch der fallenden Flocken und das leise Glucksen in den Röhren der Heizung. Manchmal stürzte mit dumpfem, schwerem Laut eine Schneelast von einer der hohen Fichten, die regungslos und finster den Eisenweg einsäumten. Trotz des offenen Fensters brütete die Wärme im Wagen und ein beklemmender Geruch nach Leder und Ruß. Es war in der Tat für jemand, der nur in späten Nachtstunden den leisen und oft unterbrochenen Schlaf des Alters fand, ein unerträglicher Gedanke, hier mehrere Stunden zubringen zu müssen. Von der Qual dieser Vorstellung ge-

trieben, trat der Reisende auf den Gang, öffnete die Tür des Wagens und stand auf einmal mitten im tiefen Schnee neben den Geleisen, auf denen in langer Reihe die erleuchteten Wagen hinter der kraftlos gewordenen Maschine standen. Hier in der frischen, kühlen Luft war es sicherlich besser, als in der engen Kammer voll Dunst und Hitze. Und der alte Herr wandte sich, von niemand beobachtet, dem Walde zu.

Hier fielen die Flocken nicht so dicht wie auf der freien Strecke. Eigentlich sah man recht gut zwischen den Stämmen, und das kam von einem eigentümlich dämmernden Licht, das aus dem Innern des Forstes zu kommen schien. Es war wohl das Schimmern der weißen Decke, die über das Land gebreitet lag. Hier war der Schnee nicht tief, und der Weg, der waldeinwärts führte, war deutlich erkennbar. Die Fichten hatten mit breiten Nadelzweigen den niederrieselnden Schnee aufgefangen und trugen schwere Lasten. Der alte Mann ging langsam und gebückt, der Erde zugeneigt, wie die Zweige ringsum. Hier im tiefen Forst kam wieder vieles aus den dunklen Verliesen

der Seele herauf, in denen es gefangen gelegen hatte, und quoll übermächtig in ihm empor. Wo waren die lustigen Ofenfeuer, die lautprasselnd und mit rotfunkelndem Flammenspiel den Knaben weckten, so daß sein erster Blick auf die herrlichen Dinge fiel, die das Christkind gebracht hatte, wo das Kinderlachen, hell und fröhlich wie Finkenschlag? Da waren kleine, nichtige Dinge, wertlos und doch dem jungen Herzen teuer. Die Krippe in der Zimmerecke mit dem wächsernen Jesukind und den heiligen drei Königen in steifen Gewändern aus Goldstoff und Seidenzeug. Da war ein heimlicher Geruch von Bratäpfeln und Rosmarin und ein Flimmern von Silberfäden und bunten Glaskugeln. Der greise Wanderer lächelte still vor sich hin und ging wie im Traum seinen einsamen Weg und dachte an die Kinder von damals, die heute so brav und still in ihren schmalen, kalten Betten lagen, tief unter verwelktem Grün.

Aber dies war ein wundersamer Wald. Dicht neben dem Pfad, den der Wanderer ging, bewegte sich ohne Scheu allerlei Getier in derselben Richtung nach vorwärts; Rehe, Eichhörnchen und Hasen.

Kleine Meisen flatterten von Ast zu Ast, als strebten auch sie dem Lichte zu, das immer strahlender zwischen den Bäumen aufblitzte. Und auf einmal kamen aus dem Unterholz zwei starke Männer mit wilden Bärten, in grobe Lodenmäntel gehüllt und lange, eisenbeschlagene Stöcke tragend, denen eine Herde von Schafen nachtrippelte. Auch sie schlugen den Weg des Reisenden ein.

„Guten Abend, Herr," grüßte der Erste, Graubärtige, „sucht auch Ihr das Licht?"

„Ja," sagte der alte Mann und verwunderte sich über seine eigene Stimme.

Ein Füchslein sprang über den Weg, verhoffte einen Augenblick und trottete dann ruhig weiter, als hätte es die Furcht vor den Menschen nie gekannt.

„Alle Kreatur ist heute wach," sagte der Graubart. „Es ist eine heilige Nacht, Herr. Wir wurden gerufen, einer fremden Frau Hilfe zu bringen. Man hat uns aus dem Schlaf geweckt."

Sie gingen schweigend weiter und standen bald vor einer elenden Hütte, die wie ein verlassener Stall aussah. Aus dem kleinen Fenster

kam der strahlende Glanz, der die Wanderer angelockt hatte. Entblößten Hauptes traten sie ein.

Auf einem Bett aus Stroh und Waldstreu lag in Decken gehüllt eine junge Frau, die lächelnd auf ein neugeborenes Kind von großer Schönheit blickte. Ein älterer Mann mit gütigem und kummervollem Gesicht stand am Herde und zerkleinerte Holz neben dem schwachen Feuer. Alle drei sahen auf, als die Wanderer eintraten, die blasse Frau, der Mann am Herde und das Kind, dessen große blaue Augen milde und ernst leuchteten.

„Es wurde an unsere Tür gepocht," sagte der alte Hirte und machte eine unbeholfene Handbewegung, während der jüngere verlegen auf seine grobgenagelten Schuhe blickte. „Da ihr so arm seid, kamen wir, euch von unsrer Armut mitzuteilen — um des Kindes willen, das in dieser Nacht zur Welt gekommen ist."

Der fremde Mann am Feuer dankte mit einem freundlichen Neigen des Hauptes, die Frau aber hob das Knäblein empor, und es streckte beide Ärmchen mit einem unbeschreiblich holdseligen Lächeln nach den Hirten aus, die vor den strahlen-

den Augen des Kindes demütig die Köpfe senkten. Dann aber öffneten sie ihre Bündel und nahmen die einfachen Dinge und Nahrungsmittel heraus, die sie mitgebracht hatten.

Vor dem Blick des Kindes aber, der von den Hirten auf den alten Mann im Halbdunkel fiel, erzitterte die Seele des Greises. Zugleich überkam ihn eine bittere Scham, daß er mit leeren Händen erschienen sei. Etwas Ergreifendes und Geheimnisvolles zwang sein kühles und scharfes Denken nieder, und ein erschütterndes und mächtiges Gefühl ergriff von ihm Besitz. „Was hast denn du mir gebracht, alter Mann?“ So schienen die blauen Kinderaugen zu fragen, und diese Frage klang in ihm wie das Dröhnen von hundert Glocken. Er ertrug dies nicht und fühlte zugleich den kindlichen und heftigen Wunsch, zurückzueilen und den Vorrat an Wein und kalten Speisen zu holen, den er auf Reisen mit sich führte. Er trat durch die Tür ins Freie, ohne zurückzublicken, und lief im Gestöber den Weg zurück, den er gekommen war. Die Tiere, die wie in lauschender Sehnsucht vor der Hütte standen, wichen vor ihm, und es

ward dunkel. Eine schreckliche Müdigkeit senkte sich auf ihn nieder, wie er dahineilte im stiebenden Schnee. Verlassenheit und Trauer füllten seine Augen mit Tränen, und seine Ohren vernahmen ein fernes Singen in den Lüften. Aber sogleich heulte der Sturm mit frischer Kraft, lachte in den Baumwipfeln in pfeifendem Hohn und warf Schneewächten und klingelnde Eiszapfen auf den schweratmenden Alten, der längst den Weg verloren hatte. Mit letzter Kraft tastete er sich zwischen rauhen Stämmen und dichtem Unterholz weiter, und plötzlich glitt er aus und fiel . . .

Aber gleich darauf ergriffen ihn Männerhände an den Schultern und stellten den Halbbetäubten auf die Füße. Der gelbe Schein einer Laterne fiel auf sein verängstigtes Gesicht, und die Worte angstvollen Zornes und gehetzter Suche, die seinen Rettern auf den Lippen lagen, wurden nicht ausgesprochen. Der so arg gescholtene Zugsführer klopfte ihm den Schnee von den Kleidern und führte ihn am Arm zum Zug, der nicht weit außerhalb des Dickichts stand. Ein dunkles Häuflein neugieriger Mitreisender erwartete die nach dem

vermißten Passagier Suchenden, der nun wieder in sein Abteil geleitet wurde. Eine neue Lokomotive stand zischend und mit blankem Schneepflug vor der alten Maschine.

„Ich möchte . . . es ist da ein Haus im Walde mit einem neugebornen Kind . . . sie sind so arm dort," stammelte der alte Herr.

Alle sahen ihn an und verstanden ihn nicht. Nur der Bahnwächter, der in der Nähe sein eigenes Haus hatte, sagte leise zum Schaffner, er habe gleich gesagt, daß die Spur auf die Holzknechtshütte zugehe. Ja, arm seien sie dort schon.

Und dann betrachteten sie freudestrahlend die Scheine, die der alte Herr ihnen gab. Es war viel Geld für kleiner Leute Weihnachten, und der Bahnwächter steckte redlich das, was für die Holzknechtshütte bestimmt war, in die andere Blusentasche.

So setzte denn der Zug mit frischem Brausen und Räderrollen seine feurige Bahn fort, und der Greis saß wieder allein wie vorher. Nur daß sein totes Herz aufgeblüht war wie eine Rose und daß heiße Tränen über seine Wangen flossen, Tränen, die niemand sah und die auch niemand zu kümmern

hatten. Lange nachher sagte man von ihm, er sei ein andrer geworden, und die Gutsleute, die mit glücklichem Staunen seine neuerwachte Güte fühlten, wußten ebensowenig wie andere Menschen, daß sein Herz nur krank gewesen war alle die Jahre und daß in einer gnadenreichen Nacht in dieses Herz jener Friede eingezogen war, der allen denen verheißen ist, die eines guten Willens sind.

Neuerscheinungen

des
Verlags
Jos. A. Kienreich
Graz

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz
Wien · Leipzig

Bücherei österreichischer Schriftsteller
Band 1

Frauen

Drei Novellen
von
Bartsch, Schütz, Ginzkey

Umschlagzeichnung von Rud. Geyer, Wien

2. Auflage

Geheftet M 4.40, K 6.60
Gebunden M 6.—, K 9.—

Ein feines, auch äußerlich vornehmes Buch von verschiedenen Farben und Tönen, voll wunderbarer Stimmungen und Träume, voll Glut und Kraft und reifem Verstehen der Frauenseele. — Wr. Abendpost vom 6. XII. 1918.

. . . . . Frauen ist der gemeinsame Titel der drei Geschichten. Bartsch zeichnet das keusch liebende, im künstlerischen Schaffen des geliebten Mannes beglückte, Erfüllung suchende Weib; Schütz den liebend hassenden Vampir, der in der Vernichtung Erfüllung findet, und Ginzkey die Mutterliebe. — Grazer Tagespost vom 2. XI. 1918.

. . . . . Schütz besitzt die Macht einer wuchtigen Schreibart und er trifft die Naturtöne so gut, weil er in der Einsamkeit der Natur ihr Geheimnis erlauscht hat. Bartsch taucht seine Meisterfeder tief in die Liebe zu seinem Freunde Scherer in der Erzählung „Korbinian von Mursch". Dem Grundcharakter Ginzkeys angepaßt, ist seine Erzählung ernster. Nicht nur in der Handlung, auch in der Sprache. Alois Veltzé. Donauland, 2. Jahrgang, 1918/1919, Heft 9.

Schon nach wenigen Monaten mußte das Buch in 2. Auflage 6.–10. Tausend, erscheinen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Jos. A. Kienreich, Verlag, Graz

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz
Wien · Leipzig

Bücherei österreichischer Schriftsteller
Band 2

Liebesmären

von Otto Hödel, Karl Bienenstein,
Emil Hadina

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von
Rudolf Posch, Graz

Geheftet M 5.50, K 8.40
Gebunden M 7.—, K 11.—

Unter dem gemeinsamen Titel Liebesmären bringen die drei bekannten Schriftsteller Otto Hödel, Karl Bienenstein und Emil Hadina drei Novellen von ganz eigenartigem Reiz.

Alle drei Dichter drücken in äußerst fesselnder und anschaulicher Weise denselben Gedanken aus: Wahre Liebe ist von elementarer Gewalt und läßt sich nicht verbieten, sie birgt in sich den Willen und die Kraft des Siegens und kann sieghaft lächelnd auch zu Grunde gehen.

Otto Hödel hüllt seine Helden in die prunkhafte Kleidung des Altertums und läßt das Rom der Cäsaren in all seiner gleißenden Pracht vor dem Leser erstehen.

Karl Bienenstein rüstet seine handelnden Personen mit den Attributen des Minnesängers aus. Harfe und Schwert kämpfen einen ungleichen Kampf um die begehrte Frau.

Emil Hadina gibt ein reizendes, in den Farben der Wehmut und des Verzichtes gemaltes Bild aus der Gegenwart, das reich an lyrischen Schönheiten ist.

Die klare, fesselnde und den Stoff mit spielerischer Leichtigkeit meisternde Sprache wird ein Übriges tun, um den Leser, der in diesem Werk an der Hand der Liebe aus dem Altertum über das Mittelalter in die Gegenwart geführt wird, mit der letzten Seite gleichsam an der hinter ihm geschlossenen Pforte eines Märchenlandes jählings erwachend zu entlassen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Jos. A. Kienreich, Verlag, Graz

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz
Wien · Leipzig

Gerard

Die lockende Stadt

Einzig autorisierte Übersetzung
von
Dr. E. Eminger

Umschlagzeichnung nach Entwürfen
Professor L. H. Jungnickels, Wien

Geheftet M 4.40, K 6.60
Gebunden M 6.— K 9.—

Zum erstenmal wird dem deutschen Lesepublikum ein Roman der schottischen Dichterin Dorothea Gerard in feinfühliger Übersetzung von Dr. E. Eminger vorgesetzt. Dorothea Gerard gehörte zu den beliebtesten Romandichterinnen Englands in der letzten Zeit.

„Die lockende Stadt" ist ein Wiener Roman. Wien, die Stadt der Freude und Gemütlichkeit, die Stadt der Musik und Künste, die Stadt der Liebe und Sehnsucht und des sorglosen Genießertums ersteht wie im Traume vor den Augen des Lesers und zaubert das Abendrot der Erinnerung an eine Zeit, die längst verflossen ist, vor unsere Seele. Die Dichterin war als Gattin eines hohen österreichischen Offiziers selbst österreichische Staatsbürgerin geworden und liebte ihre zweite Heimat, in der sie lange lebte, mit warmfühlendem Herzen. Diese Liebe macht das Buch besonders sympathisch, wozu die flotte Schreibweise geradeso wie der Stoff des Romanes beiträgt, der die Enthüllung eines rätselhaften Testamentes eines Sonderlings zum Gegenstand eines fesselnden und abwechslungsreichen Inhaltes hat. In dieses Hauptthema ist das Geschick zweier junger Nordländerinnen verwoben, die als Fremde nach Wien kommen, die Stadt nach allen Richtungen durchstreifen und ihrem Bann nicht mehr entfliehen können. Zarte Bande fesseln sie überdies bald dauernd an die „lockende Stadt".

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Jos. A. Kienreich, Verlag, Graz

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz
Wien · Leipzig

J. H. Königsfeld

Jan Derrikfens Dienstjahr

Roman

Geheftet M 6.—, K 9.—
Gebunden M 7.40, K 11.—

Umschlagzeichnung nach Entwürfen des Verfassers

Eine wunderschöne Reiseschilderung, in der die Liebe der schönen Miss Rebekka Printspitt zum Helden der Geschichte zart verwoben ist. Prächtige, farbensatte Bilder, die von den klar gezeichneten Personen des Romanes belebt werden.

Man schlägt den ziemlich starken Band auf und steht auch schon mitten drin im Flusse der Handlung, mitten unter Stimmungen, Erklärungen und Beschreibungen, die eine mit außerordentlicher Darstellungsgabe gesegnete Hand verraten. Eine hoch kultivierte Sprache, durchdrungen von wahrhaft künstlerischer Bildhaftigkeit, steht Königsfeld zu Gebote, um mit Ruhe und Meisterschaft, hie und da auch mit ganz feinem Humor, den Leser von der Einleitung zur Verknotung und schließlichen lächelnden Entwirrung seiner Erzählung zu führen.

Auf dem gefährlichen Gebiete der Beschreibung von Gegenden und Orten liefert Königsfeld Prachtausschnitte von verblüffender Darstellungsfähigkeit und man merkt an diesen lebenswarmen Schilderungen des Selbsterlebten und Selbstempfundenen den geübten, vielgelesenen Feuilletonisten.

„Jan Derrikfens Dienstjahr" ist eine vorzügliche Vermehrung der guten und modernen Unterhaltungslektüre, weitaus mehr als ein bloßer Saisonroman. In ihm gibt es, und das ist die Hauptsache, richtiges, echtes und warm pulsierendes Leben.

Dieses Buch über die Reise der Jacht „Rebekka" wird seine Fahrt unter das Lesepublikum unter den besten Anzeichen antreten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Jos. A. Kienreich, Verlag, Graz

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz
Wien · Leipzig

Hans Seefeld

Das Erbe von Lindström

Roman
aus den nordischen Königreichen

Geheftet M 4.80, K 7.20
Gebunden M 6.—, K 9.—

Spannend bis zur letzten Seite, voll Seelenkämpfe zweier Liebender. Die Hochflut und Tragik des Geschehens ebbt langsam zurück, still ergreifend, wie wenn nach furchtbarem Sturm die Welle nur noch kosend das Schiff umspielt — sanft umgoldet von der Morgenröte des Schlusses . . . .

Saale-Zeitung, Halle, v. 16. Dezember 1918.

. . . . Ein Buch voll Spannung und überraschenden Momenten. Fein in der Auffassung und edel in der Sprache. Der Aufopferungsfähigkeit des Weibes, dem eigenartigen Denken und Fühlen in der Brust einer liebenden Frau ist kaum je ein schöneres Denkmal gesetzt worden. Gute Arbeit ist auch bei der Schilderung der Natur geleistet worden, der gebührender Raum gewidmet ist. . . . .

Alois Veltzé,
Donauland, 2. Jahrgang, 1918/19, Heft 9.

. . . . Ein reiches, ein tiefes Buch, keine Liebesgeschichte, sondern die Geschichte einer Liebe. Der Inhalt ist so zart und duftig, so sehr in Stimmung getaucht, von Lyrik umspült, daß man ihn seines Zaubers entkleiden würde, erzählte man ihn in dürren Worten. Die Liebe der beiden Helden dieses Romanes steht jenseits von Bürgermoral und Sittengesetz und ist moralischer und sittlicher als beide zusammen in ihrer Größe und Echtheit. . . . .

Grazer Tagespost vom 21. September 1918

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Jos. A. Kienreich, Verlag, Graz

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz
Wien · Leipzig

Früher erschien in unserem Verlage:

Marietta

Ein Görzer Roman
von Volkmar Iro

Geheftet M 3.72, K 5.40
Gebunden M 4.96, K 7.20

Stimmen der Presse:

Das literarische Echo, Berlin: Das kriegerische Treiben ist meisterhaft geschildert. Es liest sich einem geschriebenen Kampfe vergleichbar und erzählt das hartnäckige, in Ingrimm gestählte Heldentum der Isonzofront.

Danzers Armeezeitung: Ein Buch, das nicht mit Tinte geschrieben, sondern in jeder Zeile zitternd erlebt ist ... Die Bilder und Stimmungen aus der von Granaten heimgesuchten, zum Mittelpunkt des Ringens gewordenen Stadt sind von überwältigender Wirklichkeitstreue.

Hamburger Nachrichten: Die ganzen Schrecken einer langsam unter dem feindlichen Feuer sterbenden, zauberhaft schönen und großen Stadt begleiten den Leser ... Das alles verwebt sich zu einem Kulturgemälde von bleibendem Werte.

Wiener Tagblatt: Der Roman bedeutet mehr als einen Unterhaltungsroman; er ist ein historisches Dokument einer der größten Phasen unserer Heldenkämpfe am Isonzo.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Jos. A. Kienreich, Verlag, Graz

Verlag Jos. A. Kienreich, Graz
Wien · Leipzig

Früher erschien in unserem Verlage:

Robert Nagel

Immer ist Sonntag

Roman

Geheftet M 5.40, K 7.60
Gebunden M 6.60, K 9.60

Ein reizender Kulturroman aus Wiens vorangustischer Zeit, der uns das lachende Wien mit seinem lebenslustigen Phäakenvolk schildert. Die Handlung ist spannend, fließt leicht dahin und ist mit feinem Humor gewürzt.

Leipziger Illustrierte Zeitung: Das genußselige Wien vor dem Kriege wird in dem Roman Nagel „Immer ist Sonntag" in farbenlebendiger Darstellung nicht nur geschildert, sondern auch durch Schicksale erprobt. Das Buch hat mancherlei Milieureize und liest sich gefällig.

Neue Freie Presse: Ein Wiener Roman! Viele wurden schon geschrieben, aber einen neuen beginnt man wieder mit regem Gefühle zu lesen, einem Gefühle, gemischt aus Zärtlichkeit, Neugierde, Heiterkeit und Wehmut. Das vorliegende Buch meint das singende, lebenslustige Wien, wie es nicht lange war und unmittelbar nach der Stadterweiterung sich zeigte, das man nicht besser charakterisieren kann, als der Verfasser es mit Worten tut: „Wie ein Märchenland war dieses Wien, ein Märchenland, von dem man heute noch träumt, das aber verschwunden ist . . . wie ein Märchenland."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Jos. A. Kienreich, Verlag, Graz

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK